

Mark Dang-Anh / Stefan Scholl / Britt-Marie Schuster

Brief

1 Einleitung

- 1.1 Kennzeichen der Kommunikationsform »Brief« und typische Ausformungen
- 1.2 Briefkommunikation im Nationalsozialismus: Analyseperspektiven

2 Eingaben an Parteiinstanzen und Behörden

- 2.1 Einleitung
- 2.2 Zur Geschichte der Textsorte
- 2.3 Akteure
- 2.4 Typische Sprachhandlungsmuster anhand ausgewählter Beispiele
 - 2.4.1 Bittschreiben
 - 2.4.1.1 Integrierte Gesellschaft
 - 2.4.1.1.1 Identitäten und Beziehungen konstituieren
 - 2.4.1.1.2 Argumentieren
 - 2.4.1.1.3 Bitten
 - 2.4.1.2 Ausgeschlossene
 - 2.4.1.2.1 De-Identifizieren als Argumentieren
 - 2.4.2 Huldigungsschreiben
 - 2.4.2.1 Gefühle äußern
 - 2.4.2.2 Aneignen
 - 2.4.3 Denunziationsschreiben
 - 2.4.3.1 Anzeigen
 - 2.4.3.2 Sich selbst ausweisen und andere diskreditieren
- 2.5 Fazit

3 Feldpostbriefkommunikation im Zweiten Weltkrieg

- 3.1 Linguistische Forschung zu Feldpostbriefen
- 3.2 Feldpost: Akteure und Praktik
 - 3.2.1 Akteure: Soldaten und ihre Angehörigen
 - 3.2.2 Adressieren: Eine standardisierte Fundamentalpraktik der Briefkommunikation
- 3.3 Praktiken der Feldpostbriefkommunikation eines Ehepaares
 - 3.3.1 Feldpostbriefkommunikation metapragmatisch organisieren
 - 3.3.2 Kleine gemeinsame Geschichte(n): Die Praktik des Erzählens
 - 3.3.3 Zur großen Erzählung: Positionieren
 - 3.3.4 Briefe auf Adressat*innen zuschneiden

3.4 Fazit

4 Haftbriefe aus dem Widerstand

4.1 Akteure

4.2 »Interimsbriefe« aus der Haft: Bedingungen und Voraussetzungen

4.3 Beziehungskommunikation in der Haft: Typische Sprachhandlungen

4.3.1 Anreden und Verabschieden

4.3.2 Sorgen artikulieren, Mut zusprechen und danken

4.3.3 Charakterisieren und Schildern

4.3.4 Zum sprachlichen Umgang mit Angst, Trauer und Reue

4.4 Sich selbst zum Nationalsozialismus positionieren (Helmuth James von Moltke)

4.5 Fazit

5 Briefkommunikation im Nationalsozialismus: Ein Gesamtfazit

Quellen

1 Einleitung

Der folgende Beitrag untersucht Briefe aus der Zeitspanne des Nationalsozialismus, die von unterschiedlichen Akteur*innen in unterschiedlichen Beteiligungsrollen verfasst worden sind. Es handelt sich um von Soldaten und ihren Angehörigen verfasste Feldpost-, um von Gegner*innen des Nationalsozialismus geschriebene Haftbriefe sowie um Eingaben an Staats- und Parteiinstanzen, die Teil des institutionellen Briefverkehrs sind. Alle diese Formen des Briefschreibens besitzen eine längere Tradition. Ihre Nutzung während der NS-Zeit ist jedoch durch spezifische Ausprägungen gekennzeichnet, die in den jeweiligen Abschnitten beleuchtet werden.

Zunächst wird die Kommunikationsform »Brief« skizziert und zwei prototypische Realisationsformen von Briefen hinsichtlich ihres funktionalen und sprachlichen Profils voneinander abgegrenzt (vgl. 1.1). Die in diesen Unterabschnitten geleistete Profilierung aus einer ebenso textlinguistischen wie soziogramatischen Perspektive führt nachfolgend zu den Analysegesichtspunkten, unter denen wir Briefe aus dem Nationalsozialismus betrachten (vgl. 1.2).

1.1 Kennzeichen der Kommunikationsform »Brief« und typische Ausformungen

Für die Kommunikationsform »Brief« ist charakteristisch, dass mit ihr die unterschiedlichsten Zwecke verfolgt und erfüllt werden können. Sie ist medial schriftlich und teilt mit Formen der Textkommunikation (i. S. v. Hausendorf et al. 2017) die nicht-vorhandene Kopräsenz der Kommunizierenden, die Entkopplung von einem gemeinsamen Wahrnehmungs- und Handlungsraum sowie die Unmöglichkeit, direkt auf Geäußertes zu reagieren. Allerdings lassen sich Briefe

als bevorzugtes Mittel der interpersonellen Kommunikation deuten, denn für nahezu alle brieflichen Erzeugnisse sind Handlungen charakteristisch, die auf die sprachliche Sichtbarmachung und Konstitution des*der Verfasser*in sowie des*der Adressat*in zielen. Nach Ehlich (2014: 24) dient dies der Kompensation für den »Verlust der kommunikativen Vergewisserung«, die in der mündlichen Interaktion gegeben sei. Mit den zumeist notwendigen Handlungen des Identifizierens und Adressierens, für die sich jeweils musterhafte Realisierungen (etwa Grußformeln, Befindensformeln) herausgebildet haben, werden soziale Beziehungen gestaltet. Die sprachliche Gestaltung trägt dabei sowohl dem spezifischen situativen Kontext und der gemeinsamen Kommunikationsgeschichte als auch sozialen Konventionen Rechnung (bspw. in Hinsicht auf die Integration des neuartigen »Deutschen Grußes«, vgl. Ehlers 2012). Ebenso ist für den Brief charakteristisch, dass der*die Schreibende mittels Angaben zum Aufenthaltsort und mittels des Datierens seine*ihre Sprecher-Origo temporal und lokal bestimmt (vgl. Schuster 2020: 20–30).

Briefe haben (zumeist) ein identifizierbares Anliegen (ein *Wozu*), besitzen eine »pragmatische Nützlichkeit« (Hausendorf et al. 2017: 229–271) und (zumeist) eines oder mehrere Themen (ein *Was*) – diese tragen zur Ausdifferenzierung von Briefsorten bei. Es lassen sich zwei prototypische Realisierungsformen von Briefen unterscheiden, die ihrerseits mit einer großen Bandbreite von Briefsorten verbunden sind und unterschiedliche Traditionslinien ausgebildet haben: Briefe dienen zum einen der Etablierung, Aufrechterhaltung und Weiterführung privater, etwa familiärer, freundschaftlicher oder Paarkommunikation, zum anderen gehören sie der institutionellen Kommunikation an.

In der ersten Variante wird die Möglichkeit genutzt, insbesondere mittels Briefwechseln, einen Dialog zu initiieren und fortzusetzen. Diese Form der Briefkommunikation steht in der langen Tradition, Briefe als schriftliche Gespräche aufzufassen und entsprechend zu gebrauchen. Sie entfaltet sich entlang der die Kommunikationsform prägenden Handlungen, tendiert zu einer typischen Sequenzierung aufeinander bezogener Handlungen (etwa Frage nach dem Befinden und Beantwortung dieser Frage) und nutzt ebenso beziehungskonstituierende sprachliche Einheiten (etwa Kosenamen) wie Merkmale des Dialogischen, die vom Gebrauch von Responsivpartikeln wie *ja* bis hin zur elaborierteren Formen des Handlungsmusters »Dialogisieren« (Sandig ²2006: 212–215) wie der erlebten Rede reichen. Das Dialogisieren, in allen seinen Facetten und Ausdrucksformen, ist auch ein Produkt einer Entwicklung, in der sich die Briefrhetorik (i. S. der *Ars dictandi*) hin zu einem auf möglichst große Authentizität zielenden »natürlichen Stil« entwickelt (vgl. zur Briefrhetorik: Till 2020), wie er etwa von Gellert (vgl. Gellert 1751) vertreten wird, der vom Brief eine »freye Nachahmung des guten Gesprächs« (ebd.: 3) fordert. Das *gute* Gespräch ist, wie Gellert (ebd.) betont, nicht das umgangssprachliche, alltägliche Gespräch. Dieser

Briefstil ist als genuin schriftsprachliche Ausformung von Nähekommunikation zu verstehen. Da in der Privatsphäre zumeist bestimmte Beziehungen (bspw. Paarkommunikation) konstituiert werden, lassen sich darüber hinaus weitere Handlungen, die auf die spezifische Funktionalität des Briefes hinweisen, ermitteln, wie etwa das Bekunden von Liebe in einem Liebesbrief. Die briefübergreifende Beziehungskommunikation zeigt sich v. a. daran, dass eine reziproke Zuweisung von Kategorien erfolgt und Perspektiven einander angeglichen werden, was sich auch auf eine gemeinsame Weltdeutung erstrecken kann. Derartige Briefe sind zwar individuell verantwortet und werden als Beitrag zu einer spezifischen Beziehung verstanden, jedoch erweisen sich charakteristische Handlungen als musterhaft geprägt. Wenngleich diese Briefe Formen des Dialogischen aufweisen, so zeigen sich mit brieflichen ›Selbstäußerungen‹ Bezüge zur eigenen Vergangenheit und – seltener – Zukunft. Sie enthalten entsprechend Formen des Narrativen, die von kurzen episodischen Schilderungen bis zu Alltagserzählungen reichen (vgl. grundlegend zur Narratologie des Briefs: Strobel 2020). Grundsätzlich lassen sich Privatbriefe als ein über unterschiedliche Briefe erstreckendes, ›zerdehntes‹ Miteinander-Handeln vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Kommunikationsgeschichte, zeitgenössischen Briefkonventionen und einer soziokulturellen Bindung verstehen. Insbesondere in der historischen Kulturlinguistik (vgl. Linke 2018) und Kommunikationsgeschichte (vgl. Schröter/Linke 2019) wird der (Privat)Brief und seine einzelnen Bestandteile genutzt, um der historisch variablen Herstellung von Identität, Beziehung und Welt nachzugehen. Die typischen Briefhandlungen werden nicht vorrangig hinsichtlich ihres briefsortenkonstituierenden Anteils betrachtet, sondern hinsichtlich ihrer Signifikanz für soziale Formationen. Die Gestaltung zentraler Briefbestandteile, etwa Briefschlüsse, wird als Indikator für soziokulturellen Wandel, für ein anderes Verständnis von Zeit, Mobilität und von Beziehungskonzeptionen ausgewiesen (vgl. Schröter 2016). Anreden, Selbst- und Fremdkategorisierungen, die Positionierungen zueinander und die Zuschreibungen von Eigenschaften (vgl. Nevala 2011; Sobotta 2008) erschließen mithin eine (gender-/sozio-)kulturelle Praxis.

Der institutionelle Briefverkehr, was sowohl die von einer gesellschaftlichen Institution oder Unternehmung ausgehende als auch an sie gerichtete Kommunikation meint, bestimmt sich wesentlich durch spezifische kommunikative Aufgaben, die eng an institutionelle, geschäftsmäßige Verfahrensläufe gebunden sind und für die zumeist Textmuster zur Verfügung stehen. Im Gegensatz zur eher privaten interpersonellen Kommunikation ist von an eine Institution Schreibenden zumeist gefordert, sich gemäß institutionell geforderter oder zumindest nahegelegter sozialer Rollen zu verhalten und sich, um erfolgversprechend kommunizieren zu können, an schon etablierten Textmustern zu orientieren. Die Wirkmächtigkeit von Textmustern der institutionellen Kommuni-

kation konnte in der Sprachgeschichte, besonders in der historischen Soziolinguistik wiederholt nachgewiesen werden (vgl. Hünecke 2010; 2012). Sofern sich überhaupt ein briefübergreifender Dialog zwischen den Kommunikationspartner*innen ergibt, steht nicht das Aufrechterhalten einer spezifischen Beziehungsqualität, sondern eine auf das Anliegen bezogene Vertexung im Vordergrund. Institutionelle Kommunikation ist prototypisch mit Realisierungsformen von Distanzschriftlichkeit verbunden. Allerdings finden sich in der institutionellen Kommunikationspraxis vielfältige Übergänge zwischen Nähe- und Distanzkommunikation, die auch durch die Offenheit der charakteristischen Textmuster zu erklären sind: So ermöglicht etwa die für Bittbriefe charakteristische Narratio eine Vielzahl von auch expressiv zu verstehenden Selbstpositionierungen, wenngleich diese lange Zeit nicht als konventionell zu erachten sind und etwa Höflichkeitsidealen zuwiderlaufen. Sowohl bei privater als auch institutioneller Kommunikation zeigt sich, dass es unerlässlich ist, Briefe sowohl vor dem Horizont ihrer diversen Traditionsanschlüsse als auch vor dem Horizont eines spezifischen gesellschaftlichen Kontextes, der dem Brief nichts Äußeres ist, sondern sich in ihm zeigt, zu begreifen.

1.2 Briefkommunikation im Nationalsozialismus: Analyseperspektiven

Briefe wurden auch im Nationalsozialismus in unterschiedlichen Kommunikationsdomänen millionenfach geschrieben und liegen teilweise in einschlägigen Sammlungen vor (vgl. etwa Eberle 2007; Buchbender/Sterz 1982). Es stehen im Folgenden Briefsorten im Vordergrund, die in unterschiedlichen Hinsichten auf eine spezifische, nicht auf den Nationalsozialismus beschränkte, jedoch für die Zeitspanne charakteristische Nutzung von Briefen zielen; die ausgewählten Briefsorten begreifen wir also als charakteristisch für den »kommunikativen Haushalt« im Nationalsozialismus. Bei ihrer Auswahl wurden unterschiedliche Beteiligungsrollen in der nationalsozialistischen Kommunikationsgemeinschaft berücksichtigt. Nicht in der Auswahl berücksichtigt wurde private, d. h. nicht-institutionelle, Briefkommunikation zwischen Familienangehörigen, Freund*innen und Bekannten außerhalb des Kriegs- oder Gefängnis Kontextes.

Es werden Briefe thematisiert, die an unterschiedliche Instanzen des NS-Staates gerichtet worden sind und damit der institutionellen Kommunikation zugehörig sind und an denen sich nachvollziehen lässt, inwieweit sich die schriftsprachliche Praktik des Bittens im NS-Staat verändert bzw. das Textmuster »Bittbrief« anverwandelt wird (vgl. 2.4.1). Ferner werden Huldigungsschreiben an Hitler thematisiert, die sowohl als eine besondere Form der interpersonellen Beziehungskommunikation gelten können, als auch das schriftsprachliche Pendant des öffentlich inszenierten Führerkultes sind (vgl. 2.4.2). Ideologische

Positionierungen werden darüber hinaus besonders an Denunziationsschreiben deutlich (vgl. 2.4.3). Ein weiterer Abschnitt (vgl. 3) widmet sich der Feldpostbriefkommunikation aus dem Zweiten Weltkrieg am Beispiel des Briefwechsels eines Ehepaars, Agnes und Albert Neuhaus, und hebt die Bedeutung einer staatlich regulierten Briefpraxis für die Privatbriefkommunikation heraus. Auf den Feldpostbriefen liegt zudem die Last, Beziehungen aufrechterhalten und Anschluss an die jeweilige Lebenswirklichkeit finden zu müssen, wobei v. a. *small stories* eine tragende Rolle spielen. Ein weiterer Abschnitt (vgl. 4) widmet sich offiziellen Gefängnisbriefen und Kassibern von Personen, die dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus zugerechnet werden. Es handelt sich um z. T. sehr umfangreiche Briefwechsel, die angesichts des nahenden eigenen Todes oder zumindest angesichts einer längeren Inhaftierung geschrieben worden sind (zu Abschiedsbriefen vgl. Schuster 2014). Die Briefkommunikation ist, sofern sie nicht mittels Kassibern erfolgt, stark reglementiert. Dennoch bietet die Briefkommunikation mit einem vertrauten Menschen einen wesentlichen Anker, um die Haftbedingungen zu ertragen und sich auf anstehende Prozesse vorzubereiten. Ferner zeigen inoffizielle Briefe nicht nur die tatsächlichen Haftbedingungen, sondern auch das widerständige Selbst-, Fremd- und Weltverständnis.

In allen drei Abschnitten wird analysiert, wie die Verfasser*innen in der einen oder anderen Form den jeweiligen Rahmenbedingungen Rechnung tragen und sie in Briefen kontextualisieren. Je nachdem, wozu ein Brief geschrieben wird und welchen Entstehungskontext dieser aufscheinen lässt, werden alle Ebenen berücksichtigt, auf denen die textliche Briefkommunikation im Wesentlichen beruht: (a) die den Brief (als Kommunikationsform) prägenden Handlungen (Anreden, sich selbst identifizieren, begrüßen, enden etc.); (b) die Handlungen, die (potentiell) erkennen lassen, wozu der Brief geschrieben worden ist; (c) die Handlungsmuster, die dieses Wozu legitimieren und diesem einen sozialen Sinn verleihen und (d) die relevanten Themen der Briefe. Zentral ist, welches Selbstverständnis ein*e Verfasser*in entwirft und wie sich Verfasser*innen gegenüber anderen positionieren und diese darstellen. Die Untersuchung der sprachlichen Gestaltung erlaubt ferner die Sichtbarmachung von Perspektiven auf Welt, den der*die Handelnde besitzt. Gerade für die ›private‹ Briefkommunikation (Feldpost, Haft) ist das Verhältnis zwischen Akkomodation (an die jeweilige Situation) und das Fortschreiben einer gemeinsamen Kommunikations- und Beziehungsgeschichte wichtig. Die Bindung an Textmuster zeigt sich v. a. in der institutionellen Briefkommunikation und führt zu einer erwartbaren Handlungsabfolge (bzw. zu kommunikativen Aufgaben, die in einer bestimmten Form zu erledigen sind), die ihrerseits Garant dafür ist, dass etwas verstanden und vor allem akzeptiert wird. Das Motivieren/Begründen einer Bitte etwa gibt Einblick in die von einem*einer Schreibenden als funktional erachteten Argumentationstopoi,

einschließlich der in irgendeiner Form ›einklagbaren‹ sozialen Standards und Normalitätserwartungen.

Der im Folgenden vorgestellte Zugriff auf die Briefkommunikation im Nationalsozialismus berücksichtigt also das Verhältnis zwischen Briefverfasser*in und Adressat*in und ihre, zumeist aus dem Kommunikat selbst ersichtliche, private oder institutionelle Beziehung, die sich entlang von Handlungen, Handlungsmustern und stilistischen Verfahren entfaltet, die für die Kommunikationsform »Brief« als typisch erachtet werden können. Die sprachliche Gestaltung wird also in Hinsicht auf unterschiedliche Kontextualisierungspotentiale – Briefsorte, Selbst-/Rollenverständnis, Situationstypik sowie Diskursgebundenheit – gelesen.

2 Eingaben an Parteiinstanzen und Behörden

2.1 Einleitung

Eine zentrale Textsorte, die Informationen über individuelle Aufnahmen, Aneignungen und Ausprägungen nationalsozialistischer Diskurse und Sprachelemente liefert, ist die jener Briefe, die von einzelnen Personen aus der Bevölkerung an offizielle Instanzen des Partei- und Staatsapparates geschickt wurden.¹ Dies geschah massenhaft: Der Historiker Stephan Merl geht davon aus, »dass jährlich über eine Million Briefe an Hitler selbst, die Reichskanzlei, zentrale Zeitungen wie den ›Völkischen Beobachter‹ oder an Gau- und Kreisleiter gerichtet wurden« (Merl 2012: 86). Auch der NS-Forscher Robert Gellately hat wiederholt darauf hingewiesen, dass »das Briefschreiben an ›die Behörden‹« im nationalsozialistischen Deutschland »zu einer beliebten Form staatsbürgerlicher Betätigung« wurde (Gellately 2002: 278). Dass die Mehrheit der Bevölkerung dem NS-Regime sprachlos gegenüberstand oder sich nicht traute, kommunikativ mit diesem zu interagieren, lässt sich also keineswegs behaupten. Ähnlich wie in vorausgehenden und nachfolgenden Zeiten nutzten die Bürgerinnen und Bürger den brieflichen Kommunikationsweg, um Wünsche oder Beschwerden zu äußern, um Gefallen zu bitten, auf Missstände hinzuweisen oder ihre Loyalität kundzutun.

Die Sprachwissenschaftlerin Geraldine Horan (2014: 55) hebt den partizipatorischen und performativen Charakter hervor, der sich sprachlich in den an offizielle Stellen gerichteten Briefen während des Nationalsozialismus manifestierte:

1 In der deutschsprachigen Forschung hat sich hierfür die übergreifende Bezeichnung »Eingaben« etabliert, im Englischen wird eher von »petitions« gesprochen.

The number of letters written by the population and the instrumentalization of National Socialist language to express loyalty and/or to ask for help, or even complain, would seem to suggest that many individuals felt that they were entitled to participate, imitate, or be innovative within the discursive context. What the letters demonstrate is a shift in the role and function of National Socialist language from a group discourse, in competition with other interlinking and opposing discourses, to one that had general, prescriptive currency.

Ein zentraler Aspekt des in Briefen an offizielle Stellen aufzufindenden Sprachgebrauchs wird damit bereits angedeutet, nämlich die Verwendung ideologisch konnotierter Ausdrücke und Argumentationsweisen sowie die Übernahme nationalsozialistischer Positionierungsangebote. Zu ergänzen ist an dieser Stelle allerdings, dass oppositionelle oder Gegendiskurse in der brieflichen Kommunikation der Bevölkerung mit Instanzen des NS-Regimes nicht gänzlich verschwanden, sondern in manchen Fällen durchaus zur alternativen Kennzeichnung der eigenen Position verwendet wurden.

Von den Anliegen der Schreibenden aus betrachtet, fallen in die Kategorie der Eingaben an Behörden oder Parteiinstanzen recht heterogene Untersorten wie Bittgesuche, Beschwerdeschreiben, Huldigungsbriefe oder Denunziationschreiben.² Ihr gemeinsames Kennzeichen ist eine Kommunikationssituation, in der einzelne Menschen mit einem Anliegen an eine offizielle Stelle herantraten – sei es ein Kreisleiter der Partei, eine städtische Behörde, ein Ministerium oder eine Parteizeitung – und dabei versuchen mussten, sich selbst zu legitimieren und ihr Anliegen zu plausibilisieren. In dieser gemeinsamen Ausrichtung unterscheiden sie sich von anderen Briefsorten, speziell dem brieflichen Austausch zwischen Privatpersonen, Freunden und Familienangehörigen.

Während jedes einzelne Schreiben als individuelles Dokument betrachtet werden kann, liegt der Erkenntniswert dieser Textsorte sprachgeschichtlich darin, dass die Schreiben archivalisch in hoher Quantität vorliegen und damit Aussagen über bestimmte überindividuelle Sprachgebrauchsmuster zulassen. Für die zentrale Fragestellung einer Sprachgeschichte des Nationalsozialismus nach Übernahmen, Aneignungen und Modifizierungen eines (vermeintlichen) NS-Sprachgebrauchs ist diese Textsorte gerade deswegen zentral, weil angenommen werden kann, dass diejenigen Menschen, die offizielle Instanzen mit ihren Anliegen adressierten, besondere Sorgfalt auf ihre sprachlichen Erzeugnisse legten. Ihre Schreiben zeigen mithin, wie sie versuchten, ›im Diskurs‹ zu sein und wie sie in diesem Zuge den politischen Kommunikations- und Diskursraum während des Nationalsozialismus sprachlich mitkonstituierten.

2 Lediglich für die Gruppe der Denunziationsschreiben existieren bisher ausführlichere Studien, vgl. Diewald-Kerkmann 1994; Thonfeld 2003; Dördelmann 1997; Gellately 2001. Die sprachliche Ebene findet allerdings bisher noch keine ausreichende Beachtung. Vgl. als Überlegung hierzu Wells 1999.

2.2 Zur Geschichte der Textsorte

Als teils verrechtlichte soziale Praxis lässt sich das Verfassen von Eingaben als Textsorte der Kommunikation zwischen Bevölkerung und Herrschenden bis in Antike und Mittelalter zurückverfolgen: »Protestatio«, »petitio« oder »supplicatio« waren in deutschen Landen seit Jahrhunderten geläufige Untertanenrechte« (Tenfelde/Trischler 1986: 11).³ Während der Epoche der Konstitutionalisierung im 19. Jahrhundert traten die parlamentarischen Volksvertretungen als wichtiger Adressat von Eingaben neben fürstliche und kirchliche Obrigkeiten. Nachdem das Petitionsrecht bereits während des 19. Jahrhunderts in die Verfassungen mehrerer deutscher Länder Eingang gefunden hatte, gestattete schließlich die Weimarer Reichsverfassung von 1919, die formal auch während des nationalsozialistischen Regimes fortexistierte, jedem Deutschen, »sich schriftlich mit Bitten oder Beschwerden an die zuständige Behörde oder an die Volksvertretung zu wenden. Dieses Recht kann sowohl von einzelnen als auch von mehreren gemeinsam ausgeübt werden.«

Bereits im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts nutzten viele Personen, darunter auch Angehörige ärmerer Schichten, die Gelegenheit, sowohl lokale Behörden als auch Obrigkeiten und Volksvertretungen mit ihren Sorgen und Nöten, Wünschen, Bitten und Beschwerden zu adressieren (vgl. Gestrich 2017; Hämmerle 2003; Voss 2001; Karweick 1989). So wird beispielsweise für Preußen konstatiert, dass schon zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus »die Untertanen [...] oftmals ein sehr klares Bewusstsein über ihr Beschwerderecht [hatten], von dem allen Anschein nach nicht selten Gebrauch gemacht wurde« (Karweick 1989: 77). Für die Weimarer Republik als Phase politisch-kultureller Sozialisation, die der hier interessierenden unmittelbar vorausging, ist anzunehmen, dass die etablierten Eingabewege sich mit der Auffächerung des Parteien- und Behördensystems noch multiplizierten. Zumindest für das Wohlfahrtswesen der 1920er Jahre hat der Historiker David Crew gezeigt, wie selbstbewusst Empfänger*innen von Unterstützung ihre teils neu erworbenen Rechte gegenüber den Ämtern in Eingaben geltend machten (Crew 1998).

Textsortenspezifisch ist vor allem für die Phase vor der durchgreifenden Alphabetisierung der Bevölkerung darauf hinzuweisen, dass oftmals »professionelle« Schreiber engagiert wurden, um Briefe aufzusetzen. Im hier interessierenden Zeitraum des NS-Regimes spielte dies jedoch fast keine Rolle mehr. Allerdings waren im Zuge der Popularisierung der Textsorte Brief seit dem 17. Jahrhundert zahlreiche »Briefsteller« erschienen, in die nach und nach auch Musterbriefe an Behörden und staatliche Instanzen aufgenommen wurden, so-

3 Vgl. allgemein zur Geschichte des Eingabewesens Hoffmann 1959; Kumpf 1983; Nubola/Würgler 2005; Mühlberg 2004: 30–42.

dass von einer formalen und stilistischen Typisierung dieser Textsorte gesprochen werden kann (vgl. Ettl 1984; Antes 2016; Furger 2010). Orientiert an antiken Vorbildern sahen die Musterentwürfe in der Regel eine *salutatio* (Begrüßung) vor, gefolgt von einer *captatio benevolentiae* (Wegbereitung des Anliegens), *narratio* (Anliegen, Bericht) und *petitio* (Bitte, ggf. mit Zusage des Dankes) sowie einer abschließenden *conclusio* (Schlussformeln) (vgl. Fenske 2013: 78f.; Brüggemann 1968). Zum typischen Inventar von Eingaben gehörten ferner sprachliche Gesten der Adressatenüberhöhung und Ehrerbietung sowie ausführliche Passagen der Selbstdarstellung sowie die Verwendung herrschaftssprachlichen Vokabulars (vgl. Gestrich 2017). Ebenso ließen die schriftlichen Eingaben aber auch stets Raum für individuelle Ausformungen, Missstände anzusprechen oder Beschwerden vorzubringen. Empirisch haben wir es mithin stets mit einer Mischung aus formalen Schreibkonventionen und individuell-kreativen sprachlichen Ausprägungen zu tun, die wiederum im Zusammenhang mit zeitgenössischen Diskursen stehen, das heißt diese adaptieren, sich in sie einschreiben, sie modifizieren oder negieren.

Angesichts der hier skizzierten gesellschaftlichen Etabliertheit der Textsorte ist zusammenfassend davon auszugehen, dass weite Teile der Bevölkerung während des Nationalsozialismus ein politisch-kulturelles Bewusstsein davon besaßen, dass sie die Möglichkeit und das Recht hatten, Eingaben an staatliche Instanzen zu richten, und dass sie zudem über bestimmte Vorstellungen darüber verfügten, wie dies sprachlich zu bewerkstelligen war.

2.3 Akteure

Im Allgemeinen handelte es sich bei den Eingaben, die an Behörden, Staats- und Parteistellen gerichtet wurden, um schriftliche Kommunikate, die postalisch von einem Verfasser oder einer Verfasserin an einen oder mehrere Adressaten gerichtet wurden. In manchen Fällen konnte sich daraus eine (zeitverzögerte) dialogische Situation entspannen, wenn die adressierten Stellen antworteten und Schreiben hin- und hergingen. Meistens bestand die Reaktion – sofern überhaupt eine solche erfolgte – jedoch aus standardisierten Antwortschreiben.

Grundsätzlich zu beachten ist außerdem, dass wir es mit kommunikativen Konstellationen zu tun haben, die von erheblichen Machtasymmetrien geprägt waren. Dies betrifft speziell solche Schreiben, in denen Bitten oder Beschwerden vorgebracht wurden, die Verfasser*innen also auf Hilfe oder Gehör angewiesen waren. Dass Ego-Erniedrigung und Alter-Erhöhung allgemein ein konstitutives Merkmal von Eingaben in ganz unterschiedlichen Zeiträumen waren, haben mehrere Forschungsbeiträge unterstrichen (Brakensiek 2015: 311; Fenske 2013: 347f.; Grosse 1989: 13). Dabei besitzt die ungleiche Machtverteilung, die zwischen

Verfasser*in und Adressat*in funktionell und strukturell gegeben ist, auch eine performative Dimension: Wie die historische Ethnologin Michaela Fenske anhand von Eingaben in der Bundesrepublik Deutschland gezeigt hat, spielten die medial erzeugten Inszenierungen und Bilder von Herrschaft in den Briefen eine große Rolle, weil sie dort in sprachlich konstituierte Fremd- und Selbstentwürfe übersetzt wurden (Fenske 2013: 342). Dies lässt sich mit Blick auf Eingaben während des Nationalsozialismus bestätigen. Henrik Eberle, Herausgeber einer Edition von Briefen aus der Bevölkerung an Adolf Hitler, hat beispielsweise darauf hingewiesen, dass sich der propagandistisch kreierte Führerkult in den Zuschriften niederschlug (Eberle 2007: 15). Aber auch in Schreiben an untergeordnete Instanzen finden sich regelmäßig Ehrerbietungsfloskeln, Loyalitätsversicherungen, Mächtigkeitszuschreibungen an die Adressierten sowie vorausgreifende Danksagungen. Die kommunikative Machtasymmetrie kann daher sowohl als Bedingung wie auch als inhaltliches Thema der Schreiben betrachtet werden.

Richten wir den Blick auf die Verfasser*innen von Eingaben während des Nationalsozialismus, so ist zu konstatieren, dass diese aus vielen verschiedenen Bevölkerungsschichten und -gruppen stammten. Dies gilt auch angesichts der zentralen rassistisch-biologistischen Unterteilung der nationalsozialistischen Gesellschaft in einen zugehörigen und einen ausgeschlossenen Teil, obgleich hier wichtige Differenzierungen vorzunehmen sind:

A) Innerhalb der großen, aber gleichsam heterogenen Gruppe der Integrierten sticht vor allem der Personenkreis der Parteimitglieder der NSDAP und noch spezieller derjenige der ›alten Kämpfer‹ heraus. Aus ihrer langen Anhängerschaft und Unterstützung der nationalsozialistischen ›Bewegung‹ leiteten Angehörige dieser Gruppe besonders hohe Ansprüche und Erwartungen ab, die sie teils recht offensiv und selbstbewusst kommunizierten. Doch auch Nicht-Parteimitglieder, die gleichwohl der rassistisch definierten ›Volksgemeinschaft‹ zugehörten, wandten sich in großer Zahl und mit den verschiedensten Anliegen an Behörden, staatliche Stellen und Parteinstanzen. Wie der Historiker Moritz Föllmer festgestellt hat, unterstreichen die zahlreichen Schreiben an das Regime das »Streben nach individueller Anerkennung und Unterstützung, auf die man im ›wohlgeordneten Hitlerstaat‹ ein Recht zu haben glaubte« (Föllmer 2013: 40). In diesem Kontext sollte nicht vergessen werden, dass ein erheblicher Teil der Deutschen die nationalsozialistische Partei entweder gewählt hatte oder das Regime zumindest als rechtmäßig anerkannte. Der große Personenkreis, der nicht unmittelbar vom nationalsozialistischen Terror betroffen war und die propagierten Ziele des Regimes zumindest in Teilen begrüßte, brauchte keine Scheu zu haben, sich mit Anliegen, Wünschen und Beschwerden an staatliche und Parteistellen zu wenden. Die geschichtswissenschaftlichen Studien, die hierzu existieren, führen dies an Wohlfahrtsempfänger*innen, weiblichen Kriegshinterbliebenen und

bäuerlicher Landbevölkerung plastisch vor Augen (Wimmer 2014; Kramer 2011; Kundrus 1997; Blaschke 2018). Wie oben bereits angedeutet, besteht ein zentrales Kennzeichen der Eingaben dieser Akteursgruppe darin, dass sie sich in und durch ihre Schreiben als Zugehörige positionierten, aus dieser Position heraus aber stellenweise auch Dissens markierten.⁴

B) Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass auch Personen, die aus rassistisch-biologistischen Gründen aus der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen waren oder durch bestimmte Maßnahmen des NS-Regimes diskriminiert wurden, Eingaben an Behörden und staatliche Stellen richteten. Dass sie es taten, erklärt sich sowohl aus der oben beschriebenen Etabliertheit dieses Kommunikationswegs als auch aus der Tatsache, dass dieser Schritt für viele Menschen die letzte Möglichkeit darstellte, ihnen widerfahrendes Unrecht abzuwenden oder dagegen zu protestieren. Beschwerde- und Bittgesuchspraktiken jüdischer Deutscher waren in den Vorkriegsjahren ebenso weit verbreitet wie beispielsweise schriftliche Einspruchsversuche von Personen, die von einer Zwangssterilisation bedroht waren (vgl. Pegelow Kaplan 2009; Bock 1986; Braß 2004). In ihren Schreiben entwarfen die aus der ›Volksgemeinschaft‹ Ausgeschlossenen teilweise Alternativdiskurse zu nationalsozialistischen Zuschreibungen – etwa wenn als ›Juden‹ oder ›Mischlinge‹ kategorisierte Personen argumentativ auf ihrem ›Deutsch-Sein‹ beharrten –, zum Teil eigneten sie sich aber auch nationalsozialistische Leitkonzepte an – etwa wenn sie ihren ›Wert‹ für die ›Volksgemeinschaft‹, ihre nationalistische Gesinnung oder ihren ›Willen‹ beteuerten, zum ›Aufbau‹ des ›Dritten Reichs‹ beizutragen. Letztlich gilt für die Akteursgruppe der Ausgeschlossenen aber noch sehr viel stärker als für jene der Integrierten, dass ihre Bitt- und Beschwerdeversuche in den allermeisten Fällen ohne Erfolg blieben. Außerdem ist zu betonen, dass Denunziations- und Huldigungsschreiben in dieser Akteursgruppe selbstverständlich so gut wie nicht vorkamen.

Adressiert wurden je nach Schreibenanlass verschiedene Ebenen der Partei- und Staatsorganisation, von NSDAP-Kreisleitern und lokalen Behörden über Schriftleitungen von Zeitungen bis hin zu den obersten Ministerien und Hitler selbst. In manchen Fällen lässt sich nachweisen, dass zuerst an untere Instanzen geschrieben wurde, und erst danach, bei Misserfolg oder ausbleibender Antwort, an höhere Stellen. In anderen Fällen wandten sich Schreibende aber auch direkt an ein Ministerium oder an eine der Kanzleien Adolf Hitlers. Oft wurden solche Fälle dann zurück an die lokalen Behörden verwiesen. Ein Unterschied im Sprachgebrauch – etwa: je höher die adressierte Stelle desto ideologiegetränkter die Sprache – lässt sich indes nicht pauschal beobachten.

4 s. den Beitrag ›Sich beschweren‹ in Teil 1.

2.4 Typische Sprachhandlungsmuster anhand ausgewählter Beispiele

Den besten Einblick in typische Strukturierungen und Sprachhandlungsmuster der Textsorte »Eingabe« gewähren exemplarisch ausgewählte Beispiele. Im Folgenden werden daher zwei Bittgesuche, ein Huldigungsschreiben und ein Denunziationsschreiben nacheinander vorgestellt.⁵ Der Fokus liegt dabei auf Sprachhandlungsmustern, die insgesamt für die jeweiligen Typen von Eingaben während des Nationalsozialismus charakteristisch waren.

2.4.1 Bittschreiben

2.4.1.1 Integrierte Gesellschaft

Am 1. August 1936 richtete Hans Wagner, Inhaber der Brauerei und Malzfabrik »Zum Wagnerbräu« in München ein Schreiben an einen *Pg. L. Mühlberger*, in dem er diesen auf die bevorstehende Zwangsversteigerung seines Unternehmens durch die Stadt München hinwies. Wie aus dem Brief hervorgeht, hielt Wagner Mühlberger für eine einflussreiche Person und bat ihn bezüglich der Versteigerung um Fürsprache beim *Führer und seinen Getreuesten* über den Eingabeweg (HW 1936). Tatsächlich kam Mühlberger diesem Wunsch rasch nach. Am 6. August 1936 sendete er Bittgesuche an den Obersturmführer Adolf Dirr in der Reichskanzlei, an Adolf Hitler (nicht erhalten) sowie an Rudolf Heß, den »Stellvertreter des Führers«.⁶ Im Folgenden konzentrieren wir uns auf letzteres Schreiben (LM 1936):

Pg. L. Mühlberger
Blutenburgstr. 12/o

München den 6. August 1936

An den Stellvertreter des Führers,
Pg. Rudolf Heß
Reichsminister
München – Harlaching

Stellvertreter des Führers!

Der Wunsch der Wagner'schen Geschwister, es möge doch Alles getan werden, ein Unglück und zugleich eine Ungerechtigkeit von fast grenzenlosem Ausmass zu verhüten, berechtigt, an Sie, Stellvertreter des Führers, zu schreiben, wie dies zur gleichen Stunde auch an den Führer selbst geschah. Ich bitte Sie, Stellvertreter des Führers, die Angelegenheit so zu behandeln, wie ein grenzenloses Vertrauen zum Führer und seinen Getreuesten es erwarten lässt. Nichts könnte der Bewegung mehr schaden, als wenn der Eine

5 Zu Beschwerdeschreiben, die hier ausgeklammert bleiben, vgl. ausführlich den Beitrag »Sich beschweren« in Teil 1.

6 Es war durchaus üblich, dass gleich mehrere Instanzen zugleich adressiert wurden.

oder Andere an führender Stelle seine Macht zu Ungerechtigkeiten gebraucht. Mühen und Sorgen des Führers, seines Stellvertreters und der Getreuesten wären vergeblich, wenn z.B. die Hauptstadt der Bewegung durch eine Massnahme der Stadt München dadurch Schaden leidet, dass der beabsichtigte Schritt gegen den Wagner'schen Besitz von einer gewissen Persönlichkeit inszeniert wurde. Wieso es möglich war, dass der zwar namentlich an dieser Stelle nicht Genannte einen solchen Einfluss ausüben und damit, allerdings durch seine Beeinflussung eine Übereinstimmung seitens anderer Führender erzielen konnte, ist nicht verständlich.

Stellvertreter des Führers! Ich weiß, dass, wenn schwerste Momente im Kleinen oder im Großen für die Bewegung herantreten oder im Spiele stehen, Ihnen gegenüber ein durchaus offenes Wort gesprochen werden darf, und dass Sie und Ihr Stab eine vorgebrachte Bitte keinesfalls oberflächlich oder gar zurückweisend behandeln. Aus diesem Grunde erklären sich auch meine freimüthen [sic] Zeilen und zwar eilbedürftig an Sie gerichtet.

Stellvertreter des Führers! Wenn Sie all die Äusserungen wüssten, die mir im Zusammenhang mit der Wagner'schen Angelegenheit Tag für Tag bei den Ortsgruppen des Kreises unterkommen, dann ist gewiß, dass mein Schritt, den ich mit gegenwärtigem Briefe unternehme, nicht verübelt werden kann. Ich tue es aus reinem Pflichtgefühl, denn anders wäre es die Verleugnung des Sozialismus bzw. des Verständnisses hierfür.

Viele Tausende von Menschen werden danken, wenn der unglückliche Schritt, der am 4. September begangen werden soll, unterbunden wird.

Noch nie haben die Wagner'schen Familienangehörigen jüdische Kapitalien in den Betrieb aufgenommen, jetzt allerdings wären sie gezwungen, diesen widerlichsten Schritt zu tun, was aber eine grenzenlose Schande weniger für die deutsche Familie Wagner wäre als für die Bewegung, weil Letztere mindestens in letzter Stunde daran interessiert sein muss, dies zu verhindern.

Ebenso, wie ich draußen allüberall so manchmal eine häßliche Sache höre, höre ich auch Gottlob solche, die von höchstem Lob und Vertrauen für unseren Führer, seinen Stellvertreter und eine gewisse Anzahl Getreuer beglückendes Zeugnis sind.

Freilich kann nicht Alles zu unserem Führer und zu Ihnen kommen, wichtige Dinge aber dürfen und müssen an Sie herangetragen werden. In dem heutigen Falle gilt es, dass das Interesse sovieler Tausender, die gleich meiner Meinung sind, beachtet wird und nicht das eines Einzelnen, dessen Machtanwendung einfach unmöglich sein muss.

Stellvertreter des Führers! Ich bitte gänzlich unbeteiligt um Ihr beschleunigtes Eingreifen, wofür inniger Dank gesagt sei.

Heil unserem Führer und seinem Stellvertreter!

gez. Mühlberger

Zu allererst ist zu konstatieren, dass wir es hier mit einem Spezialfall zu tun haben: Der Verfasser (Mühlberger) tritt als Fürsprecher einer anderen Person (Wagner) auf, die ihn zudem vorher dazu aufgefordert hatte, sich per Eingaben an offizielle Stellen zu wenden. Wagners Anliegen, die Abwendung der Zwangsversteigerung seines Unternehmens, macht Mühlberger nun zu seinem eigenen. Trotz den spezifischen Umständen des Zustandekommens lassen sich anhand dieses Beispiels

zentrale Sprachhandlungsmuster von Bittschreiben während des Nationalsozialismus identifizieren.

2.4.1.1.1 Identitäten und Beziehungen konstituieren

Charakteristisch für Bittschreiben war, dass die Schreibenden versuchten, eine Beziehung zwischen sich, ihrem Anliegen und den Adressaten herzustellen und sich und ihr Anliegen darüber zu legitimieren. Sprachlich realisiert wurde dies vor allem in Passagen der Selbst- und Fremdkonstitution.

Im vorliegenden Fall fällt auf, dass der Verfasser sich nicht nur als Fürsprecher der *Wagner'schen Geschwister* darstellt, sondern als ›verantwortungsvoller‹ Nationalsozialist, der um das Ansehen und das Wohl der ›Bewegung‹ besorgt ist. Das unmittelbare Anliegen wird damit in einen größeren Zusammenhang gestellt, er selbst erscheint als engagierter und ergebener Nationalsozialist. Nicht nur weist er sich selbst direkt im Briefkopf als ›Parteigenosse‹ (Pg.) aus, sondern er inszeniert sich zudem als jemand, der *aus reinem Pflichtgefühl* handelt, und der die Stimmung der Bevölkerung, zumal der nationalsozialistisch gesinnten (*bei den Ortsgruppen des Kreises*) kennt. Speziell letzterer Aspekt findet sich in vielen Eingaben.⁷ Im vorliegenden Schreiben kombiniert der Verfasser warnende Andeutungen einer negativen Stimmungslage (*Wenn Sie all die Äusserungen wüssten; wie ich draußen allüberall so manchmal eine häßliche Sache höre*) mit der Aussicht auf Sympathiebekundungen, sollte seiner Bitte nachgekommen werden (*Viele Tausende von Menschen werden danken*). Außerdem evoziert er auf diese Weise ein Beziehungsdreieck zwischen der Bevölkerung (als deren Sprachrohr er auftritt), einer dritten, negativ dargestellten Person, die ihren eigenen Machtinteressen folgt, und den verantwortlichen NS-Politikern.

Weitere Elemente, mit denen der Verfasser sprachlich seine Affinität zum Nationalsozialismus belegt, umfassen:

- die wiederkehrende Wendung (*grenzenloses*) *Vertrauen zum Führer*;
- die antisemitisch grundierte Passage, die nicht nur Übereinstimmung mit der nationalsozialistischen Judenfeindschaft signalisiert, sondern diesbezüglich einen speziellen moralisch aufgeladenen Wortschatz des Abscheus und Ekels übernimmt (*diesen widerlichsten Schritt; grenzenlose Schande*), der beispielsweise im »Stürmer« oder dem »Schwarzen Korps« weit verbreitet war;
- die Aussage: *Ich tue es aus reinem Pflichtgefühl, denn anders wäre es die Verleugnung des Sozialismus bzw. des Verständnisses hierfür*. Im Rekurs auf *Sozialismus* – und nicht etwa *Nationalsozialismus* – ist eine etwas eigenwillige Aneignung zu erkennen, was aber durchaus charakteristisch für die Textsorte Eingaben ist. Im Bestreben, sich selbst als ›wahre‹ Nationalsozialisten darzustellen, die gemäß nationalsozialistischer ›Prinzipien‹ handelten, griffen viele

7 s. den Beitrag ›Sich beschweren‹ in Teil 1.

- Verfasser*innen auf Leitkonzepte und Schlagwörter nationalsozialistischer Diskurse zurück. Da diese aber selbst polyvalent waren und ausgedeutet werden mussten, führten diese Versuche mitunter zu – aus heutiger Sicht – merkwürdigen Formulierungen;
- den Abschiedsgruß, für den nicht lediglich das gängige ›Heil Hitler‹ verwendet wird, sondern mit *Heil unserem Führer und seinem Stellvertreter* sowohl eine Loyalitätsausweitung vorgenommen als auch eine Gemeinschaftlichkeit (*unserem*) hergestellt wird.

2.4.1.1.2 Argumentieren

Um die in Eingaben geäußerten Bitten zu plausibilisieren, mussten die Verfasser*innen (mehr oder weniger komplexe) Argumentationsgänge entfalten. Im vorliegenden Schreiben wird mehrfach behauptet – ohne dies konkret zu belegen –, dass der beabsichtigte Schritt gegen den Wagner'schen Besitz von einer gewissen Persönlichkeit inszeniert wurde. Daraus abgeleitet wird die Deutung des Geschehens als *Ungerechtigkeit*, deren negative Wahrnehmung durch die Bevölkerung der nationalsozialistischen *Bewegung* insgesamt sowie München, der *Hauptstadt der Bewegung*, im Speziellen schaden würde. Besondere Brisanz wird dieser Argumentation unter anderem mit dem Indefinitpronomen ›nichts‹ verliehen (*Nichts könnte der Bewegung mehr schaden*). Daraus leitet sich – erneut unter Verwendung eines Indefinitpronomens sowie einer superlativischen Formulierung – die Forderung ab, es müsse *alles getan werden*, diese *Ungerechtigkeit von fast grenzenlosem Ausmass zu verhüten*. Argumentativ wird dieser Appell noch dadurch untermauert, dass Mühlberger im Konjunktiv insinuiert, die Versteigerung des Unternehmens würde die *Mühen und Sorgen des Führers, seines Stellvertreters und seiner Getreuesten* vergeblich machen. Als weiteres Argument, ebenfalls konjunktivisch vorgetragen, wird angeführt, dass das Unternehmen gezwungen wäre, [*j*]üdische *Kapitalien* aufzunehmen, was wiederum laut Mühlberger dem Ansehen der *Bewegung* abträglich sein würde.

2.4.1.1.3 Bitten

Elementares Sprachhandlungsmuster von Bittschreiben ist das Bitten. Im vorliegenden Fall ist diesbezüglich zum einen die sich wiederholende, exklamative Anrede (*Stellvertreter des Führers!*) hervorzuheben, die sowohl Dringlichkeit markiert als auch direkte Betroffenheit des Adressaten suggeriert. Zum anderen enthält das Schreiben zwei direkte Satzkonstruktionen mit dem Verb »bitten«. In beiden Fällen wird ein enges Verhältnis zwischen dem Schreibenden (*Ich*), dem Anliegen sowie dem Adressaten (*Sie; Stellvertreter des Führers; Ihr*) konstituiert. Auffällig ist zudem, dass in beiden Fällen die Erwartung impliziert ist, dass der

Bitte nachgekommen wird (*wie ein grenzenloses Vertrauen zum Führer und seinen Getreuesten es erwarten lässt; wofür inniger Dank gesagt sei*).

Dies ist auch für zwei weitere Passagen zu konstatieren, in denen – sozusagen voregreifend – eine wohlwollende Aufnahme der Bitte präjudiziert wird: In der einen Passage unterstreicht Mühlberger die Wichtigkeit seines Anliegens (*wenn schwerste Momente im Kleinen oder im Großen für die Bewegung herantreten oder im Spiele stehen*), die allein es erlaube, *ein durchaus offenes Wort* zu sprechen. Daraus leitet er die Gewissheit bzw. Erwartung ab, dass die *vorgetragene Bitte keinesfalls oberflächlich oder gar zurückweisend* behandelt werden würde. In der zweiten Passage schließt Mühlberger an den zeitgenössisch weit verbreiteten Topos an, dass der *Führer* ja nicht alles wissen könne, was im ›Reich‹ vor sich ginge (*Freilich kann nicht Alles zu unserem Führer und zu Ihnen kommen*), um hiervon ausgehend unter Verwendung einer modalverbialen Dopplung auf die Bedeutung seines Anliegens hinzuweisen (*wichtige Dinge aber dürfen und müssen an Sie herangetragen werden*).

2.4.1.2 Ausgeschlossene

Dass auch viele Menschen, die durch die nationalsozialistische Politik von der ›Volksgemeinschaft‹ ausgeschlossen, stigmatisiert und verfolgt wurden, versuchten, durch Eingaben an offizielle Instanzen etwas an ihrem Schicksal zu ändern, ist vielfach belegt (Pegelow Kaplan 2009; Meyer 1999). Speziell jüdische Deutsche oder als ›Mischlinge‹ kategorisierte Personen versuchten in eigener Sache bei verschiedenen behördlichen Stellen und NS-Politikern zu intervenieren. Das folgende Schreiben dokumentiert einen solchen Fall, wobei es sich hier um einen Spezialfall handelt, da der Verfasser selbst nach eigener Angabe ›arischer‹ Abstammung ist und für seinen ›halbjüdischen‹ Sohn bittet. Insofern zeigt das gewählte Beispiel im Speziellen die Handlungsspielräume ›jüdisch versippter‹ Familien auf (vgl. hierzu Strnad 2021). Im Versuch, nationalsozialistische Kategorisierungen und Stereotype zu unterlaufen und trotz allem Zugehörigkeit zu beanspruchen, ist das Schreiben aber durchaus charakteristisch für viele Eingaben aus der breiteren Akteursgruppe der Ausgeschlossenen:

*Franz Henk
Wuppertal-Elberfeld*

*Wuppertal-Elberfeld, den 27.5.41
An die Partei-Kanzlei der NSDAP, Berlin*

Im Oktober vergangenen Jahres richtete mein Sohn, Hans Joachim Henk, der durch die jüdische Abstammung meiner Ehefrau Halbjude ist, durch die TH in Aachen an den Herrn Reichsminister für Unterricht und Volksbildung ein Gesuch um Zulassung zur Hochschule und Vollendung seines Studiums (Chemie). Er erhielt den Bescheid, daß das Gesuch dem Stellvertreter des Führers zur Entscheidung zugeleitet worden sei.

Da eine Entscheidung bisher noch nicht getroffen worden ist, bitte ich, doch bald eine

Entscheidung herbeiführen zu wollen. Bei der Erwägung bitte ich folgenden Tatbestand nicht unberücksichtigt zu lassen.

Die Ehe ist im Jahre 1914, also noch vor dem Ausbruch des Weltkrieges, geschlossen worden. Zu dieser Zeit konnte von einer Aufklärung in der Judenfrage noch nicht gesprochen werden, sodass die Mischehen aus dieser Zeit wohl eine mildere Beurteilung verdienen. Wie aus dem erwähnten Gesuch hervorgeht und durch den beigelegten Militärpass belegt ist, habe ich im Weltkrieg von Dezember 1915 bis Dezember 1918 ununterbrochen als Frontkämpfer an der Westfront gestanden und wurde mit dem EK 2. Klasse und dem Großherzoglichen Hessischen Verdienstkreuz für Tapferkeit ausgezeichnet. Mein Sohn ist durchaus im vaterländischen Sinne erzogen worden, er meldete sich deshalb freiwillig zum Heeresdienst und zum Arbeitsdienst ehe noch eine Dienstpflicht für Mischlinge bestand. Mein Sohn hat dann den Feldzug gegen Polen und gegen Frankreich mitgemacht und wurde nach dem Feldzug gegen Polen zum Obergefreiten ernannt. Mein Sohn hat beim RAD und beim Heer den Eid auf den Führer abgelegt und sich stets so geführt, dass an seiner Treue zum heutigen Staat kein Zweifel möglich ist. Erwähnen möchte ich noch, dass meine Ehefrau, obwohl selbst Jüdin im Sinne der Nürnberger Gesetze, nie marxistischen Gedankengängen folgte, sondern während der ganzen Zeit der Weimarer Republik den Rechtsparteien ihre Stimme gab und bei den Wahlen seit 1932 sogar die NSDAP unterstützte. Hiermit will ich nur sagen, in welchem Sinne mein Sohn erzogen worden ist. Erwähnt sei noch, dass in meinem Hause aus unserer ganzen Einstellung heraus und ganz besonders nachdem durch die NSDAP die Aufklärung über die Judenfrage in breite Kreise des Volkes getragen wurde, keinerlei freundschaftlicher Verkehr mit Juden gepflegt worden ist.

Diese Umstände bitte ich bei der Erwägung über die Entscheidung berücksichtigen zu wollen und würde mich über eine baldige Entscheidung freuen.

Gleichzeitig bitte ich um Rückgabe der dem Gesuch meines Sohnes beigelegten Unterlagen: Familienstammbuch meiner Eltern mit Nachweisen meiner arischen Abstammung und Militärpaß.

Heil Hitler

Unterschrift (FH 1941).

2.4.1.2.1 De-Identifizieren als Argumentieren

Ähnlich wie im zuvor analysierten Bittgesuch steht auch hier die Konstitution von Identitäten im Mittelpunkt, da sie zugleich die legitime Grundlage des Argumentationsgangs sowie der formulierten Bitte (die Zulassung zur Hochschule) darstellen. Allerdings handelt es sich in diesem Fall um, unter den antisemitisch-rassistischen Bedingungen des Nationalsozialismus, prekäre Identitäten.

Der Verfasser nimmt die sozialen Kategorisierungen, die durch den nationalsozialistischen Diskurs vorgegeben waren, in einem ersten Schritt zur Erörterung der Umstände seines Gesuchs an: Sein Sohn sei *durch die jüdische Abstammung [s]einer Ehefrau Halbjude* (also *Mischling*, wie es weiter unten heißt). Diese stigmatisierte Identität macht es seinem Sohn aus ›rassistischen‹ Gründen unmöglich, eine vollumfängliche Zugehörigkeit zur ›deutschen Volksgemeinschaft‹ zu behaupten und stellt mithin die gesamte Familie unter Exklusions-

vorbehalt. Dennoch versucht der Verfasser Loyalität und Affinität der einzelnen Familienmitglieder unter Beweis zu stellen. Dazu nimmt er gängige nationalsozialistische bzw. nationalistische Loyalitäts- und Konformitätskategorien auf und bezieht sie auf seine Familie.

Für sich selbst kann er ohnehin eine *arische*[...] *Abstammung* vorweisen, was durch die Erwähnung des Familienstammbuchs am Ende des Briefes noch einmal betont wird. Vielleicht noch wichtiger ist allerdings der Hinweis auf seinen Einsatz als *Frontkämpfer* im Ersten Weltkrieg. Dies war ein immer wieder anzutreffendes Element von Selbstbeschreibungen in Eingaben während des Nationalsozialismus insgesamt, speziell aber in solchen, die von jüdischen Deutschen verfasst wurden. Auch wenn der Verfasser in diesem Fall kein Jude ist, verortet er im Folgenden seinen ›halbjüdischen‹ Sohn in einer männlichen Linie von Kämpfern für das ›Vaterland‹.

Durch die dreimalige Wiederholung des Satzanfangs *Mein Sohn* eingängig markiert, steht danach die Identitätskonstitution des Sohnes im Mittelpunkt. Dieser sei *im vaterländischen Sinne erzogen worden*, habe *freiwillig* (und mit militärischer Auszeichnung) Heeres- und Arbeitsdienst absolviert und habe den *Eid auf den Führer abgelegt*. An seiner *Treue zum heutigen Staat* sei daher *kein Zweifel möglich*. Mit diesen Zuschreibungen waren tatsächlich wesentliche Inklusionsanforderungen benannt: gesinnungsmäßige ›Treue‹ zu ›Führer‹ und nationalsozialistischem Staat sowie Bereitschaft zu freiwilligem Einsatz und militärischem Kampf.

Da der Verfasser anscheinend die *jüdische Abstammung* seiner Ehefrau nicht abstreiten kann oder will, versucht er, die gemäß nationalsozialistischen Diskursen und Stereotypen aus dieser Identität entstehenden Zuschreibungen zu entkräften. Durch die Einleitung *Erwähnen möchte ich noch* als ergänzendes Argument eingeführt, wird konzediert, dass seine Frau *selbst Jüdin* sei, wobei die Hinzufügung *im Sinne der Nürnberger Gesetze* bereits eine Differenzierung andeutet. Diese wird im Folgenden unter Zurückweisung antijüdischer Stereotype ausgebreitet: Sie sei *nie marxistischen Gedankengängen* gefolgt, habe stattdessen stets *Rechtsparteien*, und einmal *sogar die NSDAP* gewählt, was sie politisch als Angehörige eines breiter verstandenen deutsch-nationalen Lagers kennzeichnet. Als weiteres Argument dafür (erneut: *Erwähnt sei noch*), die *jüdische Abstammung* seiner Frau (und seines Sohnes) nicht zu hoch zu gewichten, macht er geltend, dass die ganze Familie aus eigener *Einstellung heraus*, aber speziell durch die *Aufklärung der NSDAP über die Judenfrage*, *keinerlei freundschaftliche[n] Verkehr mit Juden gepflegt* habe. Der in der antisemitischen Propaganda äußerst präzente Vorwurf der ›Judenfreundschaft‹, der jeden treffen konnte, der persönlichen oder geschäftlichen Kontakt zu jüdischen Deutschen unterhielt, wird ostentativ ausgeräumt, jegliche Verbindung seines *Hauses zu Juden* abgestritten. In diesen Kontext passt auch sein Hinweis darauf, dass die Ehe schon

1914 geschlossen worden sei, als ihm zufolge »von einer Aufklärung in der Judenfrage noch nicht gesprochen werden« konnte.

Deutlich zeigt sich also in diesem Schreiben, dass der gesamte Argumentationsgang, auf dem die Bitte um Aufnahme zum Studium gründet, aus De-Identifikationshandlungen besteht. Innerhalb dieser Handlungen werden soziale Kategorisierungen bzw. Fremdpositionierungen des herrschenden antisemitischen NS-Diskurses aufgenommen. Allerdings wird zugleich versucht, sie bezogen auf den eigenen Fall zu entkräften.

Selbstverständlich soll und darf mit dieser Analyse kein Urteil über Verfasser*innen von Eingaben gefällt werden, die von Exklusions-, Diskriminierungs- und Gewaltmaßnahmen des nationalsozialistischen Regimes betroffen waren und versuchten, über den Weg von Eingaben an offizielle Instanzen Milderungen ihres Schicksals zu erwirken. Auch lässt sich nur schwer bestimmen, ob die Schreibenden das, was sie schrieben, auch wirklich so meinten, oder ob sie bestimmte Diskurselemente lediglich aus strategischen Erwägungen benutzten. Die Eingaben aus der Gruppe der Ausgeschlossenen belegen vielmehr, dass diese ihr Schicksal keineswegs ausschließlich passiv hinnahmen und dass Personen aus dieser Akteursgruppe vielfältige Alternativ- und Gegendiskurse entwarfen (vgl. Pegelow Kaplan 2009). Hierbei mussten sie sich zwangsläufig mit den sie stigmatisierenden und exkludierenden offiziellen – jedoch durchaus widersprüchlichen – Positionierungsangeboten auseinandersetzen. Dies lässt sich mithin als Charakteristikum des politischen Kommunikationsraums im Nationalsozialismus bezeichnen. In vielen Fällen wurden diese Fremdpositionierungen verworfen und zurückgewiesen, in anderen umgedeutet oder angeeignet.

2.4.2 Huldigungsschreiben

Während Bittschreiben, aber auch Beschwerde- oder Denunziationsschreiben durch ein außerhalb der Schreiben selbst stehendes Anliegen motiviert sind, handelt es sich bei Huldigungsschreiben um eine Sorte von Eingaben, in der es »ausschließlich um die unmittelbare Achtungsbezeugung gegenüber dem Politiker« geht (Fenske 2013: 88). Diese Briefe stehen in einer Tradition der untertänigen Ehrerbietung gegenüber den Herrschenden, die sich bis ins Mittelalter zurückverfolgen lässt. Speziell in den diktatorischen Herrschaftsformen des 20. Jahrhunderts mit ihrem Führerkult (vgl. für den NS Kershaw 1980) erlangten Huldigungsschreiben eine besondere Bedeutung. Wie der Historiker Henrik Eberle (2007: 15f.) feststellt, belegen die tausendfach verschickten Huldigungsschreiben an Hitler dessen Popularität und Zuspruch in der Bevölkerung: »Die Deutschen sahen in Hitler den neuen ›Messias‹, den ›Erlöser‹, den ›Erretter‹ aus Scham und Schande. Sie begriffen ihn als den Führer, der sie vom tief empfundenen Elend des Versailler Vertrags, dem ›Schandfrieden von 1919‹, zu neuen,

unerreichten Höhen bringen würde.« Mag diese Interpretation auch zutreffen, erfasst sie mit der Konzentration auf den Führerkult⁸ nur einen Teil der Bedeutung der Huldigungsschreiben. Denn zugleich, so ist zu ergänzen, konstituierten sich die Schreibenden in ihren Huldigungsbezeugungen auch selbst in ihrem Verhältnis zum Nationalsozialismus bzw. ›ihrem Führer‹. Sie sind also nicht nur Dokumente der Verbreitung des Führerkults, sondern zugleich der individuellen Herstellung von nationalsozialistischer Zugehörigkeit. Das folgende Schreiben macht dies deutlich:

*An den Führer des deutschen Volkes
Adolf Hitler!*

Diese Zeilen sollen dazu dienen, Ihnen mein Führer, meinen ehrlichsten Dank für das auszudrücken, was Ihr Werk aus mir gemacht hat. Ich war auch einer von denen, die ihr Heil und ihre Rettung vom Kommunismus erwarteten. Von einer Idee, die Menschen schuf, welche zur Geisel [!] der übrigen Menschen geworden sind. Die den Bruderhaß unter die Völker getragen haben um darauf ihre üblen Profite zu schlagen, von denen sie ein Leben führen, welches ihre Fratzen und Gebärden gezeichnet hat, bei dem An-schauen man den aufsteigenden Ekel bekämpfen muß.

Brennende Scham erfüllt mich, wenn ich daran denke, daß auch ich einmal zu ihren Vasallen gehört habe, zu Leuten, die bereit waren, für solche Menschen ein Werk zu bekämpfen, welches mir und Millionen meiner Volksgenossen das Leben wiedergegeben hat, das mich herausgehoben hat aus Not und Elend der vergangenen Jahre zu einem würdigen Dasein, dessen größte Pflicht die Arbeit ist. Ich stehe heute mitten drin in dem grossen Schaffen einer neuen Welt, die sich Volksgemeinschaft nennt. Ich darf mithelfen an der Wehrhaftmachung Deutschlands und weiß jetzt, daß nur ein innerlich starkes und wehrhaftes Volk der beste Garant seines eigenen Friedens ist. Durch das Hasten und Wirken des Alltags spüre ich staunend und voll herrlicher Verwunderung das Werden einer neuen Zeit, die nur von erdgebundenen, rassereinen Menschen vertrauend auf ihre starke Führung gelebt werden kann und die durch die Existenz aller lichtscheuen Elemente ausschließen wird [sic]. Ich bin stolz darauf, daß ich mit zu unserer Volksgemeinschaft gehören darf die mich durch die Tat beweisend von dem Wahn geheilt hat, im Kommunismus, der – die Gegenwart beweist es deutlich genug – nur Blut und Chaos kennt, die Rettung und Zukunft des Menschen zu suchen.

Das Begreifen Ihrer Idee, Herr Hitler, zeigt mir deutlich genug, daß ich noch viel zu lernen habe um das zu werden, was Sie von jedem Deutschen verlangen können. Ich weiß zwar daß nur wenige Menschen vom Schicksal berufen sind, Leistungen zu vollbringen, die ihren Namen unsterblich in die Geschichte des Volkes einbringen. Aber nichtsdestoweniger will ich mich bemühen, es meinem grossen Vorbild nachzumachen, allen Hindernissen zum Trotz und auch allen denen zum Trotz, die auch heute noch nicht meine politische Vergangenheit vergessen wollen oder können. Ich glaube bestimmt, daß ich noch einmal Gelegenheit haben werde, den Ernst meiner Worte beweisen zu können und in dieser Hoffnung zeichne ich in Ehrfurcht und Dankbarkeit

8 s. den Beitrag ›Führer‹ in Teil 2.

Heil Hitler
 gez. Ewald S.
 Kindelbrink, den 17.I.1937 (ES 1937).

Die Konstitution des nationalsozialistischen, zur ›Volksgemeinschaft‹ zugehörigen und an Hitler glaubenden Selbst erfolgt mittels verschiedener Sprachhandlungsmuster, die es im Folgenden zu identifizieren gilt. Sie sind als typisch für Huldigungsschreiben im Nationalsozialismus anzusehen, wenn sie auch nicht immer in dieser Pointiertheit und Kombination auftreten.

2.4.2.1 Gefühle äußern

Kennzeichnend für viele Eingaben, besonders aber für Huldigungsschreiben, war es, dass die Verfasser*innen emotives Vokabular benutzten, um ihre Positionierung mit Gefühlen zu unterlegen und damit zu authentifizieren.⁹ Im vorliegenden Beispiel werden sowohl positiv besetzte Gefühle (*Dank/Dankbarkeit; Ehrfurcht; Ich bin stolz darauf; spüre ich staunend und voll herrlicher Verwunderung*) als auch negativ besetzte (*Ekel, Scham*) benannt. Die Zuteilung dieser Gefühle ist in diesem Fall wiederum eng verbunden mit der Wandlungsgeschichte des Verfassers: Während die negativen Gefühlsäußerungen sich auf seine kommunistische Vergangenheit beziehen, knüpfen sich die positiven Gefühlsbeschreibungen an seine Hinwendung zum Nationalsozialismus.

2.4.2.2 Erzählen

Im Kern handelt es sich beim vorliegenden Schreiben um eine Wandlungs- oder Läuterungsgeschichte, die erzählerisch realisiert wird. Folgende Merkmale stehen hierbei hervor:

- eine manichäische Aufteilung der (politischen) Welt in einen schlechten Pol des Kommunismus und einen guten Pol des Nationalsozialismus. Damit verbunden sind jeweils hochgradig deontische Zuschreibungen (*Bruderhaß; üble Profite; Blut und Chaos vs. würdige[s] Dasein, grosse[s] Schaffen einer neuen Welt; Frieden*);
- die (durchaus religiös konnotierte) Figur eines Erlösers bzw. Erweckers in Gestalt Adolf Hitlers. Sein *Werk* bewirkte die Abkehr des Verfassers von den *lichtscheuen Elemente[n]* und verhalf ihm wieder *zu einem würdigen Dasein*. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang aber auch die Unterwerfungsgeste: *Das Begreifen Ihrer Idee, Herr Hitler, zeigt mir deutlich genug, daß ich noch viel zu lernen habe um das zu werden, was Sie von jedem Deutschen verlangen können;*

9 s. den Beitrag ›Gefühle äußern‹ in Teil 1.

- der Schwur des Verfassers in der Abschlusspassage, *allen Hindernissen zum Trotz* weiter an seiner ›Werdung‹ zu arbeiten und sich für das große *Werk* einzusetzen. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang insgesamt die auffällige Häufung von *Ich+Verb*-Konstruktionen an Satzanfängen, die signalisieren, dass der Verfasser sich selbstreflexiv mit seiner Rolle beschäftigt hat.

2.4.2.2 Aneignen

Mit dieser Erzählung seines persönlichen politischen Wandlungsprozesses adaptierte der Verfasser weit verbreitete nationalsozialistische Narrative, wie jenes der Verführung der Arbeiter durch den Kommunismus, des nationalsozialistischen Kampfes gegen den *Bruderhaß* oder des Werdens einer *neuen Zeit*. Darüber hinaus lassen sich im Schreiben weitere typische Konstruktionen und Redewendungen der nationalsozialistischen Propaganda identifizieren, die hier geradezu formelhaft übernommen werden. Neben der Bezeichnung der politischen Maßnahmen Adolf Hitlers als *Werk* sowie bereits seine Adressierung als *Führer des deutschen Volkes* sind hier u. a. folgende Stellen aufzuführen:

- Die geäußerte Freude über ein *Dasein, dessen größte Pflicht die Arbeit ist*, verknüpft mit *Pflicht* und *Arbeit* gleich zwei nationalsozialistische deontisch markierte Leitkonzepte und wendet sie affirmativ auf das eigene Leben.
- Der darauffolgende Satz konkretisiert diese Wendung mit einer Phrase, die erneut mehrere Elemente enthält, die durch den Nationalsozialismus spezifisch aufgeladen wurden (*grosse[s] Schaffen einer neuen Welt, Volksgemeinschaft*).
- Die *Wehrhaftmachung Deutschlands*, an der der Verfasser *mithelfen* möchte, war ein zentrales und wiederholt bekundetes Ziel nationalsozialistischer Politik.
- Mit der Bekundung, er wisse *jetzt, daß nur ein innerlich starkes und wehrhaftes Volk der beste Garant seines eigenen Friedens ist*, eignet sich der Verfasser die nationalsozialistische ›Logik‹ an, der zufolge die *Wehrhaftmachung* des deutschen ›Volkes‹ lediglich dem Erhalt des Friedens diene.
- Schließlich enthält auch der Satz *Durch das Hasten und Wirken des Alltags spüre ich staunend und voll herrlicher Verwunderung das Werden einer neuen Zeit, die nur von erdgebundenen, rassereinen Menschen vertrauend auf ihre starke Führung gelebt werden kann und die durch die Existenz aller lichtscheuen Elemente ausschließen wird* [sic], zentrale Elemente nationalsozialistischer Diskurse: das in Reden und Proklamationen so oft beschworene *Werden einer neuen Zeit*, den völkisch-rassistischen Rekurs auf *erdgebundene* [...], *rassereine*[...] *Menschen*, das Vertrauen auf eine *starke Führung* sowie

den Wunsch, alle *lichtscheuen Elemente* – auch das eine gängige nationalsozialistische Bezeichnung für die ausgemachten Feinde – auszuschließen.

Durch alle drei, hier lediglich skizzierten, Sprachhandlungen (Gefühle äußern, Erzählen, Aneignen) konstituierte sich der Verfasser des Schreibens als geläuterter, nunmehr voll überzeugter und treuer Anhänger des ›Führers‹ und Nationalsozialist. Der Dank an Adolf Hitler, ihm diesen Weg gewiesen zu haben, geriet also zur affirmativen Selbstpositionierung – ein Aspekt, der für Huldigungsschreiben während des Nationalsozialismus, so unterschiedlich sie auch im Einzelnen sind, übergreifend von zentraler Bedeutung ist.

2.4.3 Denunziationsschreiben

Im Vergleich zu Huldigungsschreiben, Bittgesuchen und Beschwerdebriefen wurde Schreiben mit denunziatorischem Charakter bisher die größte Aufmerksamkeit innerhalb der NS-Forschung zuteil. Dabei sind die verschiedenen Typen von Eingaben nicht immer klar voneinander abzugrenzen, denn auch Bittgesuche oder Beschwerdeschreiben konnten denunziatorische Passagen enthalten. Am ehesten lassen sich ›reine‹ Denunziationsschreiben von ihrer elementaren kommunikativen Funktion aus betrachten: Sie wurden freiwillig an Instanzen des Staats-, Partei- oder Polizeiapparats gerichtet, um abweichendes und/oder illegales Verhalten Dritter anzuzeigen (vgl. Fitzpatrick 1997: 85). Kennzeichnend für Schreiben dieser Art war zudem eine »Mischung aus persönlichem Anlass und Verantwortlichkeitsgefühl und überindividuellem, kollektiven Bewusstsein« (Wells 1999: 220), die sich auch auf der sprachlichen Ebene auswirkte. Ohne die in der historischen Forschung vieldiskutierte Frage beantworten zu können und zu wollen, ob Denunziationen primär aus persönlich-egoistischen Motiven oder aus ideologischer Überzeugung heraus angefertigt wurden, ist aus sprachanalytischer Sicht zu konstatieren, dass gerade die Notwendigkeit, möglicherweise rein private Motive mit ideologischem Vokabular und NS-konformen Sinngebungen aufzuladen, eine nähere Betrachtung interessant erscheinen lässt.

Anhand des folgenden Denunziationsschreibens soll dies veranschaulicht werden:

Erlaube mir, auf die angebliche nationale Gesinnung der Frl. Emilie Graf, die Zellenleiterin in der NS-Frauenschaft ist, aufmerksam zu machen.

Dieselbe gibt sich als Leiterin des Clubheims in D 3, 2 aus. Dasselbst hat sie noch kurz vor der Machtübernahme unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler meiner Braut, die Mitglied der NS-Frauenschaft ist, verboten, das Hakenkreuz zu tragen, ferner hat sie im Februar ds. J. die Jüdinnen Geschw. Baum, Maskenverleih, dahingehend unterstützt, indem sie geraume Zeit bei ihnen in Untermiete wohnte, außerdem hat sich ein SA-Mann

vom Sturm 13 namens W. G. geweigert, an einem gemeinsamen Tisch mit polnischen Juden nicht teilzunehmen, daraufhin hat genanntes FrL. veranlaßt, daß sich die Geschw. Baum bei Frau Dr. Ströble beschwerten, was sie auch taten. Frau Dr. Ströble hat dann dem SA-Mann verboten, am Mittagstisch teilzunehmen. Ich habe mich als alter Nationalsozialist dieses Mannes angenommen, worauf auch ich von Frau Dr. Ströble ermahnt wurde, daß dieser Tisch auch für Juden zugänglich sei, da diese auch Menschen wären, ich würde bei Wiederholung eines solchen Vorfalles an obigem Tische ausgeschlossen. Auch ein Herr Seeliger hat bei Frau Dr. Ströble Gehör gefunden mit seiner Beschwerde, weil ein Amtswalter namens P. in Uniform zum Essen erschien, es wurde ihm hierauf untersagt, in Uniform zu erscheinen. Dieser Herr Seeliger (Jude) ist heute noch ein Teilnehmer an diesem Tische.

Ich bin der Überzeugung, daß FrL. Graf die Triebfeder zu allen diesen Vorfällen ist, da sie durch ihr schmeichelhaftes Wesen bei allen sehr gut zu schmarotzen versteht, und daß dies meiner Ansicht nach mit ihrer nationalen Gesinnung nicht zu vereinbaren ist, vielmehr betrachte ich sie, wie man sie in unseren Reihen nennt, als Konjunktur-Kämpferin.

Bin jederzeit gerne bereit, mit Beweisen anzutreten und bitte Sie, die Angelegenheit nachprüfen zu wollen und gegebenenfalls mit mir eine persönliche Unterredung in die Wege zu leiten (GL 1933).

2.4.3.1 Anzeigen

Wie oben dargelegt, war es Zweck von Denunziationsschreiben, abweichendes Verhalten anderer anzuzeigen, verbunden mit dem Ziel, eine zuständige Instanz zur Ahndung dieses Verhaltens zu veranlassen. *Anzeigen* ist dabei nicht notwendigerweise im juristischen Sinn zu verstehen, sondern umfasst ein breiteres Bedeutungsspektrum, etwa ›auf etwas hinweisen, aufmerksam machen‹ etc. Im vorliegenden Schreiben bildet diese Sprachhandlung die Klammer des Schreibens: Während der Verfasser im ersten Satz ankündigt, sich mit diesem Schreiben zu *erlauben*, auf ein inkriminiertes Verhalten *aufmerksam zu machen*, endet der Brief mit der Bitte, *die Angelegenheit* zu prüfen sowie einem Angebot zur weiteren Mitarbeit. Neben diesen expliziten Passagen des Anzeigens lässt sich aber auch der (vorgeblich) nüchterne Stil, der scheinbare Tatsachen auflistet, als Bestandteil der Anzeige-Handlung auffassen. Umständlich und kleinlich werden die Vergehen genannt, derer sich die denunzierte Person schuldig gemacht haben soll. Gebrochen wird dieser Stil allerdings im Moment des Übergangs zur Mutmaßung (*Ich bin der Überzeugung, daß*).

2.4.3.2 Sich selbst ausweisen und andere diskreditieren

Das ganze Schreiben ist getragen von einer dichotomen Positionierung und (De-) Legitimierung, die sprachlich über verschiedene Zuschreibungen und Benennungen realisiert wird. Der Verfasser selbst konstituiert sich als überzeugter und wahrhaftiger Nationalsozialist. Teils geschieht dies explizit (*als alter Nationalsozialist*), teils durch Verweise auf seine *Braut, die Mitglied der NS-Frauenschaft*

ist, teils durch pronominale Formulierungen, die ihn als Teil der nationalsozialistischen Gemeinschaft ausweisen (*unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler; in unseren Reihen*). Durch diese Markierungen als überzeugter Anhänger des Nationalsozialismus ausgewiesen, erscheint die Darstellung der denunzierten Person umso markanter: Ihr wird vorgeworfen, nur scheinbar Nationalsozialistin zu sein. Sie habe lediglich eine *angebliche nationale Gesinnung, gibt sich als Leiterin des Clubheims* [der NS-Frauenschaft] *aus*, sei aber letztlich eine *Konjunktur-Kämpferin*.¹⁰ Als ›Beweis‹ für diese Behauptungen wird einerseits eine Episode aus der Vergangenheit angeführt: Sie habe *noch kurz vor der Machtübernahme* der Nationalsozialisten der Frau des Verfassers *verboten, das Hakenkreuz zu tragen*. Diese zugeschriebene Handlung kennzeichnet sie als Gegnerin des Nationalsozialismus. Andererseits, und dies stellt den Kern des Vorwurfs dar, handele sie entgegen den judenfeindlichen ›Prinzipien‹ des Nationalsozialismus. Episodenhafte wird geschildert, wie sie sich dafür eingesetzt und Dritte dazu ermuntert habe, Jüdinnen und Juden nicht zu diskriminieren. Das vorliegende Denunziationsschreiben steht damit exemplarisch für eine große Zahl ähnlicher Fälle, in denen Personen ›judenfreundliches‹ Verhalten vorgeworfen wurde. Unabhängig davon, ob die Verfasser*innen selbst überzeugte Antisemit*innen waren oder diesen Vorwurf lediglich nutzten, um ihnen unliebsame Personen zu diskreditieren, wird anhand dieses Beispiels deutlich, auf welche Weise offiziell propagierte bzw. stigmatisierte Verhaltensweisen als Zuschreibungen und soziale Kategorisierungen in Eingaben verwendet wurden.

2.5 Fazit

Eingaben stellten während des Nationalsozialismus eine weit verbreitete Textsorte der Kommunikation zwischen Bevölkerung und Staats- und Parteiinstanzen dar. Ihre genaue Betrachtung erlaubt Rückschlüsse darüber, auf welche Art und Weise und unter Verwendung welcher sprachlicher Mittel einzelne Menschen ihre Anliegen, d. h. Bitten, Beschwerden oder einfache Loyalitätsbekundungen, gegenüber Vertretern des NS-Regimes kommunizierten. Die Spezifik der Kommunikationssituation, die geprägt war von Machtasymmetrien und, auf der Seite der Schreibenden, dem Bedürfnis, die eigene Person und das Anliegen zu legitimieren, muss dabei stets beachtet werden. Sie legte bestimmte kommunikative Praktiken nahe, wie beispielsweise die Nutzung zentraler Leitkonzepte nationalsozialistischer Diskurse, und präjudizierte spezifische Sprachhandlungen. So wurden hier exemplarisch anhand zweier Bittgesuche, eines Huldigungsschreibens sowie eines Denunziationsschreibens die Sprachhand-

10 Vgl. zu dieser Bezeichnung den Beitrag ›An den Rändern der Zugehörigkeit‹ in Teil 1.

lungen *Identitäten und Beziehungen konstituieren*, *Argumentieren* und *Bitten*, *Gefühle äußern*, *Erzählen* und *Aneignen* sowie *Anzeigen* und *Sich selbst ausweisen und andere diskreditieren* herausgearbeitet. Diese Sprachhandlungen lassen sich – neben etlichen weiteren – in zahlreichen Eingaben aufweisen, die während des Nationalsozialismus geschrieben worden sind. Eine weiterführende Analyse müsste ein größeres Korpus von Eingaben untersuchen, um musterhaft vorkommende Sprachhandlungen sowie lexikalische Charakteristika herauszuarbeiten. Auf diese Weise ließen sich wichtige Erkenntnisse darüber gewinnen, mit welchen sprachlichen Positionierungspraktiken Menschen während des Nationalsozialismus versuchten, ihre Anliegen gegenüber Instanzen des Regimes zu kommunizieren.

3 Feldpostbriefkommunikation im Zweiten Weltkrieg

3.1 Linguistische Forschung zu Feldpostbriefen

Seit den 1980er Jahren ist die Feldpost zu einer relevanten Quelle für die geschichtswissenschaftliche Forschung geworden (vgl. Scholl 2019: 428; Ebert 2020). Neben zahlreichen Arbeiten aus der Geschichtswissenschaft¹¹ gibt es noch vergleichsweise wenige linguistische Arbeiten zu Feldpostbriefen. Schikorsky fokussiert in ihrer Analyse ein heterogenes Korpus mit Kriegsbriefen aus dem Befreiungskrieg 1814/15, dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und den beiden Weltkriegen (vgl. Schikorsky 1992: 295f.). Sie erfasst fünf besonders typische »Sprachhandlungsstrategien«, die sie als »emotiv[.]« beschreibt: »Verschweigen, Verharmlosung, Poetisierung, Phraseologisierung und Imagepflege« (ebd.: 301). Ott (1999) stellt in seiner Untersuchung Feldpostbriefe der Textsorte »Wehrmachtsbericht« gegenüber, um an ihnen jeweils Vertextungsmuster zu beschreiben. Jones unterzieht Feldpostbriefe aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg einem Vergleich (2002), beschreibt vor allem die jeweiligen Schreibbedingungen und gibt in ihrem Aufsatz relativ breit beschriebene, heterogene Lektüreeindrücke wieder. Diekmannshenke skizziert den Wert der Textsorte Feldpostbrief für die linguistische Forschung zur politischen Alltagskommunikation (2011a) und betont den Aspekt der »Inszenierung von ›Normalität‹« (2011a: 54; 2018: 175) für die Schreibenden. Er weist darauf hin, dass der in Kriegszeiten veränderte Alltag durch die Schreibenden in unspektakulären

11 Vgl. hierzu vor allem die Einleitung der Edition von Buchbender/Sterz (1982), die Monografien von Humburg (1998) und Latzel (1998) sowie von Kilian (2001) und Kipp (2014). Vgl. für eine umfangreichen Überblick Didczuneit et al. (2011), auch Ebert (2020), sowie für einen Forschungsüberblick über die geschichtswissenschaftliche Literatur zu Feldpostbriefen, die vor allem sprachliche Aspekte in den Blick nimmt, Scholl (2019).

»Alltagserzählunge[en]« (ebd.: 176) normalisiert wird. Ähnlich wie Schikorsky sieht er in dem Verschweigen bzw. der Tabuisierung von Konflikten ein Muster in den Briefen und konstatiert andererseits die Reproduktion nationalsozialistischer Stereotype, die den propagandistischen Wert der Feldpostbriefe für die Machthabenden zu belegen scheinen (vgl. ebd.: 172 ff.).

Bei dem Untersuchungsgegenstand Feldpost handelt es sich um Kommunikate, mittels derer mindestens zwei Schreibende über zeitliche und räumliche Distanzen hinweg interagiert haben. Hierbei offenbart sich eine Problemlage bezüglich der Verfügbarkeit von Quellenmaterial: Von den Feldpostbriefen des Zweiten Weltkriegs sind überwiegend die Briefe der Soldaten erhalten, die zu Hause von den Empfänger*innen gesammelt und aufgehoben wurden. Nur in wenigen Fällen sind Briefe von beiden bzw. allen Schreibenden vorhanden (vgl. Diekmannshenke 2018). Einige Soldaten jedoch schickten auch die erhaltenen Briefe per Feldpost zurück an den Heimatort, um sie als Dokumente zu bewahren. Auf den seltenen Konvoluten, in denen Briefwechsel dokumentiert sind, liegt das Hauptaugenmerk einer linguistischen Kommunikationsforschung, die insbesondere an den wechselseitigen Hervorbringungen des Sozialen unter den Bedingungen des Nationalsozialismus in den Briefen interessiert ist. Der Frage, wie soziale Beziehungen, Selbst- und Fremdidentitäten oder politische Positionierungen durch die Schreibenden konstituiert, gestaltet und auf Dauer gestellt wurden, nähert sich die Linguistik über die Analyse der sprachlichen Praktiken, durch die jene Sozialität vielschichtig hervorgebracht wird. Entsprechend sollen in diesem Teilkapitel anhand der Feldpostbriefkommunikation eines Ehepaares Daten behandelt werden, in denen sich solche gemeinsamen bzw. in wechselseitigem Bezug aufeinander vollzogenen sprachlichen Praktiken der Feldpostbriefkommunikation manifestierten.

3.2 Feldpost: Akteure und Praktik

Zunächst wird aber in diesem Abschnitt die Feldpost als dispositives Arrangement beschrieben, das das Feldpostbriefeschreiben für Soldaten und deren Angehörige sowohl ermöglicht als auch beschränkt (Kap. 3.2.1).¹² Anschließend wird gezeigt, wie sich die diskursiven Zurichtungen des Feldpostwesens in der Praktik des Adressierens stabilisieren (Kap. 3.2.2). Das Schreiben von Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg war, ähnlich wie im Ersten Weltkrieg (vgl. Ulrich 1994), eine massenhaft vollzogene kommunikative Praktik. Nach Schät-

12 Unter *Dispositiv* verstehen wir mit Bezug auf Foucault (1978) ein arrangiertes Gefüge, das die sozialen, medialen und semiotischen Bedingungen für Interaktion und Diskurs gleichsam stellt und seinerseits durch diskursive wie nicht-diskursive Praktiken formiert ist.

zungen wurden zwischen 30 und 40 Milliarden Sendungen zwischen 1939 und 1945 zugestellt, wovon Feldpostbriefe, neben Päckchen und Postkarten, den Großteil ausmachten (vgl. Kilian 2001). Organisiert wurde die Zustellung der Kriegsbriefe durch das Feldpostwesen. Mit Kriegsbeginn startete am 2. September 1939 die Beförderung der Feldpost. Im Gegensatz zur herkömmlichen Postbeförderung unterlag die Feldpost spezifischen Bedingungen hinsichtlich der Gebühren, dem Transport und der Zensur. So fielen für Feldpostbriefe bis zu einem Gewicht von 250 Gramm keine Transportkosten an. Um Briefe vom Wohnort der Angehörigen und Bekannten aus an die in Kriegseinsätzen befindlichen Soldaten zu schicken, war eine Feldpostnummer notwendig, die den Feldpoststellen als Schlüssel zur zielgerechten Zustellung diente. Nur Soldaten, die außerhalb der Reichsgrenzen eingesetzt wurden, erhielten eine Feldpostnummer (vgl. Kilian 2001: 114). Mitunter hatten Feldpostbriefe sehr lange Laufzeiten von geschätzt durchschnittlich 12 bis 30 Tagen (vgl. Buchbender und Sterz 1982: 14) oder wurden gebündelt verschickt, sodass es, wie in den Briefen durch die Schreibenden regelmäßig dokumentiert wurde, dazu kam, dass mehrere Briefe auf einmal an die Adressat*innen zugehen.

3.2.1 Akteure: Soldaten und ihre Angehörigen

Feldpostbriefe zu schreiben war geprägt durch ein institutionell arrangiertes Dispositiv, das interpersonale Kommunikation in Kriegszeiten unter einem enormen logistischen Aufwand überhaupt ermöglichte und zugleich stark regulierte (vgl. Dang-Anh 2020). Ermöglichend war das Feldpostwesen insofern, als es die Briefkommunikation zwischen Soldaten – auch die Briefzustellung von Front zu Front wurde durch die Feldpost durchgeführt – und ihren Angehörigen und Bekannten organisierte. Der Zugang war beschränkt, denn nur Soldaten wurden mit einer Feldpostnummer ausgestattet – ihre Familien erhielten hierüber Benachrichtigungskarten – und konnten somit am Kriegsbriefeschreiben teilhaben. Somit war Feldpostkommunikation denjenigen vorbehalten, die nach Maßgabe des NS-Apparats als Soldaten zur ›Volksgemeinschaft‹ zählten. Die Zugehörigkeit zur ›Volksgemeinschaft‹ wiederum war nicht alleine durch biologisch-rassische Merkmale determiniert, obgleich sie als Konzept auf antisemitischen und rassistischen Grenzziehungen fußte (vgl. Wildt 2014: 48).¹³ Darüber hinaus jedoch, so zeigen u. a. die Analysen der Eingaben der Bevölkerung an staatliche und parteiliche Instanzen (vgl. Kap. 2), wurde Zugehörigkeit zur ›Volksgemeinschaft‹ mitunter durch Selbst- und durch Fremdzuschreibungen hergestellt (vgl. Bergerson 2018). Die Zuordnung zur ›Volksgemeinschaft‹ war demnach eine »soziale Praxis« (vgl. Reeken und Thießen 2013), die, als zuvor-

13 s. auch den Beitrag ›Gemeinschaft‹ in Teil 1.

derst kommunikative Praxis¹⁴, auf die sprachliche Verfertigung, u. a. in Feldpostbriefen, angewiesen war.

Die staatliche Regulation des Feldpostbriefeschreibens im Krieg hatte grundsätzliche Auswirkungen auf die Frage, wem durch den Zugang zum Dispositiv ›Feldpost‹ sprachlich-kommunikative Handlungsträgerschaft (*agency*) verliehen wurde. *Agency*, so Ahearn, »refers to the socioculturally mediated capacity to act« (Ahearn 2010: 28) und bezeichnet demnach die schiere Möglichkeit, als Handlungsträger in Erscheinung zu treten. Diese Möglichkeit wurde den Schreibenden durch das Regime u. a. durch die Vergabe einer Feldpostnummer und die damit verbundene Teilnahme am Feldpostwesen eingeräumt. Soldat zu sein war somit grundlegende Voraussetzung dafür, überhaupt an der Feldpostkommunikation teilnehmen zu können. Die dadurch verliehene Handlungsträgerschaft ist in ihren Grundzügen eine sprachliche und somit fundamental für die soziale und gesellschaftliche Teilhabe: Die im Feldpostwesen institutionell zugewiesene »agency-through-language« (Duranti 2004: 455) bedeutete für die Schreibenden die Möglichkeit, ihre persönlichen und privaten Beziehungen unter den Bedingungen der räumlichen Distanz, zeitlichen Verzögerung und der Ungewissheit über gemeinsame Zukünfte, ob des unvorhersehbaren Kriegsgeschehens, zu pflegen und aufrechtzuerhalten sowie – die basalste soziale Funktion – einander Lebenszeichen zu geben, wenngleich dies im Vergleich nicht omnipräsent ist (vgl. Kap. 4; Wyss 2005; Diekmannshenke 2018). Die sprachlich-mediale Handlungsfähigkeit zum Briefeschreiben im Krieg ist somit eine »agency of an existential sort« (Duranti 2004: 455; vgl. auch Dang-Anh 2020). Für die ›Volksgemeinschaft‹ hatte das Feldpostbriefeschreiben im Nationalsozialismus zudem eine stabilisierende Funktion, wenn man sie als exklusive Praktik der reflexiven Ein-Ordnung versteht, zu der eben nur die Soldaten, als Mitglieder der ›Volksgemeinschaft‹, und ihre Angehörigen Zugang hatten.

Die beschriebenen Bedingungen der Feldpost reichten also bis in den intimsten Bereich der privaten Briefkommunikation hinein.¹⁵ Inwiefern sich dadurch auch das Konzept des Privaten im Nationalsozialismus ändert, lässt sich anhand »einige[r] spezifisch im Kontext des Krieges sich etablierende[r] Funktionen bzw. Funktionsveränderungen« (Wyss 2005: 206 f.) erahnen, die Wyss vor allem für Feldpost des Zweiten Weltkriegs skizziert:

Der private Brief ist im Krieg nicht mehr länger eine geheime und diskrete Kommunikation, da durch die Zensur das Postgeheimnis aufgehoben wird, [...] der private Brief ist nicht länger ein sicheres und zuverlässiges Kommunikationsmedium, da Zensur und Kriegsereignisse den Transport teilweise oder ganz verhindern, [...] der

14 Wir beziehen uns hier auf den Praxisbegriff von Habscheid (2016), der Handlungen im Rahmen kommunikativer Praktiken als konstitutiv für soziale Praktiken versteht.

15 Vgl. hierzu vertiefend die Beiträge in Harvey et al. 2019.

private Brief wird im Krieg zu einem Lebenszeichen und damit auch zu einem Memento mori (Wyss 2005: 207).¹⁶

Auch wenn die meisten Briefe tatsächlich nicht (selbst-)zensiert wurden, so war Zensur als die permanente Aufrechterhaltung der schieren Möglichkeit kontrollierter und sanktionierter Kommunikation durch die Feldpostprüfstellen in der Zeit des Nationalsozialismus eine Diskursbedingung, die den Übergriff des Staates in die Sphäre des Privaten begünstigte. Folgt man Wyss, so ist private Briefkommunikation in Kriegszeiten nicht länger intime, nicht-öffentliche Kommunikation. In den Analysen der privaten Briefkommunikation eines Ehepaares (s. u.) zeigt sich, wie affirmative Positionierungen zum Krieg und zum Nationalsozialismus oder die Reproduktion nationalsozialistischer Feindbilder und Rassismen Bestandteile einer interpersonalen Identitätsarbeit waren, in der sich das Private mit dem Politischen vermengte. Dabei sind, darauf muss differenzierend hingewiesen werden, auch explizite Bekenntnisse zum Nationalsozialismus nicht zwingend als Zugeständnisse an zensurbedingt potentiell mitlesende Dritte aufzufassen, sondern können ebenso als Einschreibungen in den NS vor dem Hintergrund einer »Dynamik zwischen öffentlichen und privaten Inszenierungen der ›Volksgemeinschaft« (Bergerson 2018: 241) gedeutet werden. Jegliche Analysen von Feldpostbriefen im Nationalsozialismus müssen vor der Folie des spezifischen dispositiven Arrangements, das die Diskursbedingungen prägte, unter denen Schreibende interagierten, eingeordnet werden. Dennoch, so zeigen die punktuell durchaus deutlichen militärischen oder politischen Bezugnahmen in den Briefen, kann nicht davon ausgegangen werden, dass Briefe durchweg unter dem Eindruck eines sanktionsfähigen Apparats entstanden. Auch wurden ideologische Positionierungen selten sehr detailliert ausbuchstabiert und es kam vielfach zu offenen Formulierungen, die unter der Maßgabe der Zensur durchaus als Regelbrüche lesbar waren (vgl. Buchbender/Sterz 1982). Die analytische Schwierigkeit besteht darin, dass sich die spezifischen Diskursbedingungen einer potentiell sanktionierenden Zensur zwar einzeln, aber nicht durchweg anhand der sprachlichen Daten ausweisen lassen. Text- wie interaktionsanalytisch stellt sich die interpretatorische Herausforderung, sprachliche Phänomene auf Bedingungen zurückzuführen, die sich die Schreibenden nicht gegenseitig anzeigten und die sich folglich nicht an der sprachlichen Oberfläche zeigen. Inwieweit die Regulationen des Regimes in die Briefe hineinwirkten, ist also schwierig bis teilweise unmöglich zu bestimmen. Gleichwohl, so Humburg, »finden sich in den Briefen [zahlreiche Hinweise], dass den Soldaten diese Bestimmungen bewusst waren« (Humburg 2011: 80). So muss

16 Wyss führt noch zwei weitere Aspekte von privaten Briefen im Krieg auf, die hier nicht aufgegriffen werden sollen: Erstens denjenigen einer durch die Zensur eingeschränkten Expressivität und zweitens denjenigen juristischer Verwertbarkeit (vgl. Wyss 2005: 207).

auf die Schreib- und Lektüreamstände der an Feldpostbriefkommunikation Beteiligten hingewiesen werden, um im Sinne einer historischen Sprachanalyse durch Hintergrundwissen fundierte Lesarten anzubieten bzw. diese nicht auszuschließen.

3.2.2 Adressieren: Eine standardisierte Fundamentalpraktik der Briefkommunikation

Inwieweit sich derartige diskursive Bedingungen, unter denen sich das sprachliche Handeln im Nationalsozialismus vollzog, im Alltagsleben der integrierten Gesellschaftsmitglieder niederschlugen, lässt sich an der sprachlichen Praktik des *Adressierens* darlegen. Als standardisiertes Verfahren dokumentiert sich das Adressieren als historische Praktik, d. h., als »ein allgemeingültiges, Zeiten und Räume übergreifendes Handlungsmuster der Epoche« (Haasis und Rieske 2015: 10), wenngleich auf den engen und spezifischen Praxiszusammenhang des Feldpostbriefeschreibens bezogen. Im Adressieren offenbart sich die Verbindung behördlicher Vorgaben mit standardisierter Praxis, die, wie im Weiteren gezeigt wird, vielfach metapragmatisch verarbeitet und kommentiert wurde. Das Adressieren von Briefen ist schließlich die initiale Praktik, durch die Distribution seitens der Verfasser*innen organisiert und somit die Verbindung von Schreiben und Lesen *als Kommunikation* in Gang gesetzt wird. Im Krieg waren Briefe somit ein Medium sozialer Beziehungen (vgl. Schwendner 2011) und das Adressieren war eine Fundamentalpraktik, um in den brüchigen wie dynamischen Situationen der soldatischen und ›heimatlichen‹ Lebenswelten kommunikative Sozietätskonstitutionen auf Dauer zu stellen. Im Folgenden soll daher die Praktik des Adressierens als Einstieg in die Praktikenanalyse dieses Kapitels beschrieben werden, bevor daraufhin weitere, für das Feldpostbriefeschreiben elementare, kommunikative Praktiken anhand des Beispiels eines briefeschreibenden Ehepaares betrachtet werden.

Wie einleitend beschrieben, ist das Adressieren eine grundlegende Praktik des Briefeschreibens, durch das Schreibende sich authentifizieren und identifizieren. In der Feldpostbriefkommunikation kommen dem Adressieren aufgrund der spezifischen Distributionspraktiken und -erfordernisse distinkte Funktionen zu. Die von den Soldaten an Familien und Angehörige verschickten Feldpostsendungen waren etwa oftmals gebündelt.¹⁷ Adressierungen hatten hier die herkömmliche Funktion, die Empfänger zu identifizieren. Oftmals richteten sich Briefe von der Front an unterschiedliche Personen, also neben Ehepartnerinnen auch an weitere Angehörige, Freunde und Bekannte.

17 So schreibt Albert an Agnes am 6.2.1942: *Nachdem ich wochenlang ohne Post von Dir geblieben war, habe ich nun wieder etliche Briefe von Dir bekommen* (Reddemann 1996: 404).

Für Feldpostbriefe, die an die Soldaten gingen, gab es ein standardisiertes Verfahren der Adressierung. Die Angabe des Namens der Adressat*innen, der fünfstelligen Feldpostnummer und des Dienstgrades war für den Versand der Feldpost ausreichend. Dies hatte eine camouflierende Funktion, da derartige Adressierungen keinen Aufschluss über Standorte oder Zuordnungen zu Waffengattungen erlaubten. In einem wörtlichen Sinn waren bereits die Zustellangaben auf den Briefen mehrfach adressiert: Sie bestimmten die Adressaten des Briefs, sie erfolgten im Rahmen der feldpostspezifischen Adressierungsregulationen und wiesen sich somit, vor allem gegenüber den zustellenden sowie kontrollierenden Instanzen, als regelkonform aus und sie offenbarten Uneingeweihten, etwa militärischen Feindparteien, keine Informationen über die nötigen Angaben hinaus. Feldpostbriefe unterlagen also einer spezifischen Adressierungsregulation und die damit verbundene Adressierungspraktik manifestierte sich im Adressfeld der Briefumschläge. Der blanke Briefumschlag erforderte demgemäß die Ausführung eines Handlungsskripts, mit dem die Schreibenden vertraut sein mussten und auf das in unterschiedlichen Medien, zum Beispiel in Zeitungen, hingewiesen wurde (vgl. Kilian 2001: 113).¹⁸ Gleichförmige Adressierungen repräsentierten also die disziplinarische Relation, die das Feldpostwesen zwischen den Schreibenden und den Beförderern etablierte. Bereits von außen, ungeöffnet, waren Feldpostbriefe somit Zeugnisse einer reflexiven, semiprivaten Medienpraktik, die eine komplexe Teilnahmestruktur von Soldaten und Familien, potentiellen Zensoren und weiteren Mitlesenden oder Briefabfangenden offenbarte.

Wie eingangs beschrieben, hat die Zensur eine wichtige Bedeutung für die Einordnung und Interpretation der Feldpostbriefe. Ab dem 12. März 1940, also ein gutes halbes Jahr nach Kriegsbeginn und dem Start des Feldpostwesens im Zweiten Weltkrieg, kontrollierten die Zensurbehörden Feldpostsendungen (vgl. Kilian 2001: 99). Die gesetzliche Grundlage wurde durch die »Verordnung über den Nachrichtenverkehr« vom 2. April 1940 geschaffen, in der bezüglich des Nachrichtenverkehrs in das »nichtfeindliche[] Ausland« sehr allgemein formuliert ist: »Es dürfen [...] keine Nachrichten über die militärische, wirtschaftliche oder politische Lage übermittelt werden, die geeignet sind, das Wohl des Reiches oder der mit ihm verbündeten oder befreundeten Staaten zu gefährden.«¹⁹ Die oben skizzierte Adressierungspraxis reiht sich also in diese Vorgabe ein, insbe-

18 Auch den Inhalt betreffende Handlungsanleitungen zum Feldpostbriefschreiben wurden sowohl an der Front als auch in Deutschland, etwa in Zeitungen oder in den »Mitteilungen an Truppen und Offizierskorps«, massenhaft verbreitet: »So sollen zum Beispiel aus der Heimat keine Probleme, Klatsch und Tratsch mitgeteilt werden. Von der Front hingegen soll stets ein positives Bild skizziert und mit Durchhalteparolen versehen werden« (Kilian 2001: 101).

19 Vgl. »Verordnung über den Nachrichtenverkehr. Vom 2. April 1940.« In: Reichsgesetzblatt, Teil 1, Nr. 95, 1940.

sondere keine militärisch relevanten Informationen preiszugeben. Die Kontrolle der Briefe erfolgte in Feldpostprüfstellen. Es handelte sich um eine offene Zensur: Geöffnete Briefe wurden durch eine Banderole mit der Aufschrift »Geöffnet« gekennzeichnet, Postkarten mit einem Stempel »Geprüft« versehen (vgl. Kilian 2001: 100). Tatsächlich zensiert wurden nur relativ wenige der versendeten Feldpostbriefe. Gleichwohl verdeutlichte die Kennzeichnung der geprüften Sendungen die Allgegenwärtigkeit einer sprachkontrollierenden und womöglich -sanktionierenden Instanz.

3.3 Praktiken der Feldpostbriefkommunikation eines Ehepaares

Im Folgenden wird die Feldpostkorrespondenz eines Ehepaares betrachtet, durch die sich das metapragmatisch organisierte Schreiben (Kap. 3.3.1) als durch Erzählungen (Kap. 3.3.2) und Positionierungen (Kap. 3.3.3) gemeinsam hervorgebrachte Identitätskonstitution erschließt. Eine Besonderheit der Quellengattung Feldpost ist die Unausgewogenheit der bewahrten Korrespondenzen. Zum allergrößten Teil sind nur die Briefe erhalten, die die Soldaten an Freunde und Familie sendeten, während die Briefe, die in die Einsatzgebiete versendet wurden, oftmals verschollen sind. Insofern stehen in aller Regel in der Forschung die Briefe als *Texte* im Vordergrund und seltener, auch wenn die sozialitätskonstitutive Funktion von der Feldpostforschung durchaus konsequent betont wird, als Manifeste textueller Kommunikation (vgl. Hausendorf et al. 2017). Von größtem Wert sind daher diejenigen Materialien, die Feldpost als Briefkommunikation belegen, indem sie die Briefe beider (oder mehrerer) Schreibenden enthalten.

Ein Konvolut, in dem Briefe von zwei Ehepartnern erhalten sind, stellt der Briefwechsel der Eheleute Agnes und Albert Neuhaus dar (Reddemann 1996). Es besteht aus ca. 650 Briefen, wovon gut 500 Briefe, die von Albert und 109 Briefe, die von Agnes geschrieben wurden, erhalten sind (vgl. Reddemann 1996: IX). Die Korrespondenz umfasst die Zeit von Alberts Einberufung zum Wehrdienst im Mai 1940 bis zu seinem Tod im März 1944. Das Ehepaar führte gemeinsam einen Lebensmittelladen in Münster (vgl. Reddemann 1996: IXff.). Die jeweiligen lokalen Lebenswelten der Schreibenden sind die bestimmenden Themen der beiden Eheleute: einerseits das Leben im heimischen Münster mit dem Führen des Lebensmittelladens im Alltagsmittelpunkt und den Kriegserlebnissen der Bombardierungen, und andererseits das Leben im Militär von der als Drill beschriebenen Ausbildung direkt nach der Einberufung Alberts in die Wehrmacht, dem Vorrücken zu Beginn des Deutsch-Sowjetischen Kriegs, den Stellungskrieg in Russland und den Rückzug Richtung Westen.

Diese beiden lokalen Lebenswelten halten Agnes und Albert Neuhaus durch beständige Erzählungen aufrecht. Eine zentrale Funktion derartiger Erzählungen sind die identitätskonstitutiven Positionierungen zueinander im Rahmen der Feldpostkommunikation als Be- und Verarbeitung der persönlichen Beziehung zwischen den Schreibenden. In ihrer Arbeit zu *small stories*, als wichtige Bausteine persönlicher Identitäten, beschreiben Bamberg und Georgakopoulou das Interesse an Erzählungen wie folgt: »we are interested in the social actions/functions that narratives perform in the lives of people: how people actually use stories in everyday, mundane situations in order to create (and perpetuate) a sense of who they are« (Bamberg und Georgakopoulou 2008: 378 f.). Gerade für oftmals jahrelang getrennt voneinander lebende Ehepartner dient das Briefeschreiben, wie eingangs erwähnt, neben dem Senden von Lebenszeichen, der Aufrechterhaltung und Pflege der persönlichen Beziehungen. Die Schreibenden sehen sich dabei der Herausforderung gegenüber, ihr Selbst als jeweils wiedererkennbar, identifizierbar zu konstituieren, aber auch die Veränderungen und die besonderen Anforderungen des Kriegs an das alltägliche Leben – in beiden Lebenswelten – einander mitzuteilen, um diese über Distanz miteinander zu teilen. Kleine Geschichten – *small stories* – und die Erzählung eines *master narratives*, so Bamberg und Georgakopoulou, helfen dabei, diese Identitätsarbeit (vgl. ebd.: 379; vgl. auch Bamberg 1997) zu bewerkstelligen und die persönlichen Identitäten somit zu stabilisieren. Im Folgenden sollen daher typische Praktiken der beiden Schreibenden aus ihren jeweiligen Lebenswelten analysiert werden, die als Konstanten in nahezu der gesamten Korrespondenz aufrechterhalten werden: Die ›Arbeit‹ im gemeinsamen Laden und die ›Arbeit‹ im Krieg.

3.3.1 Feldpostbriefkommunikation metapragmatisch organisieren

Zunächst sei hier jedoch auf ein Phänomen eingegangen, das durch die Störungen der Feldpostzustellung hervortritt, die metakommunikative Organisation der brieflichen Korrespondenz. Diese zeigt sich an folgendem Beleg:

Russland, 22. Juli 1941.

Meine liebe Agnes!

Ich will die Pause dazu benutzen, um Dir wieder einige Zeilen zu schreiben. Heute morgen erhielt ich Deine Briefe vom 7/7. 7/7. 11/7. Auf diese Briefe war ich ja so gespannt gewesen. Ich freue mich aus ganzem Herzen, daß es Dir und Euch gut geht. Wie Du schreibst, muß es toll gewesen sein. Ja, das ist der Krieg. Und nun seid Ihr ausgerückt ins Sauerland? Von dort erhielt ich Deine Karte und erwarte nunmehr noch nähere Einzelheiten von dort. Der Brief wird dann wohl morgen oder in den nächsten Tagen auch hier eintrudeln. [...]

Nun weiß ich ja gar nicht, wo ich diesen Brief hindirigieren soll, ob zur Weserstraße, ob zum Hansaplatz, in die Wirme oder nach Varste. Aber ich werde weiterhin zum Han-

saplatz schreiben und von da wirst Du ihn ja wohl bekommen. Ich weiß ja nicht, ob Du länger im Sauerland bleiben willst oder ob es nur ein Sprung für ein paar Tage war. [...] Agnes, ich muß jetzt wieder am Plan arbeiten. Dir und Euch allen ein herzliches Lebt wohl!

Viele liebe Grüße und einen frohen Kuß Dein Albert (AN/AN in Reddemann 1996: 257 f.).

Zu Beginn eines Briefes wird neben der Begrüßung und einer Orts- und Zeitangabe vor allem auf die bisherige Korrespondenz Bezug genommen. Zunächst sind in der ersten Zeile der Ort und das Datum angegeben. Dadurch ermöglicht der Schreibende eine sequentielle Einordnung des Kommunikats. Wenngleich die Orts- und Datumsauszeichnung eine tradierte Praktik des Briefeschreibens ist, so kommt ihr in der Feldpost eine besondere Bedeutung zu. Die Datumsangaben vorheriger Briefe an ihn werden nämlich hier von Albert Neuhaus aufgegriffen mitsamt der Angabe, wann diese Briefe ihn erreicht haben. Somit ermöglicht er seiner Briefpartnerin eine gleichsame sequentielle Einordnung des Einzelbriefes in die gesamte Korrespondenz. Ersichtlich wird hieraus ebenfalls, dass mehrere Briefe mitunter gesammelt zugestellt wurden und sich somit einzelne Schreibzüge²⁰ auf mehrere Briefe beziehen. Die Teilnehmenden an der Briefinteraktion waren also darauf angewiesen, ihre sequentielle Beitragsstruktur zu ordnen und sich gegenseitig anzuzeigen, worauf sie sich jeweils beziehen. Makrostrukturell stehen diese Passagen typischerweise am Beginn eines Briefes.

Eine weitere Beobachtung bezieht sich auf die Nennung des Ortes in der ersten Zeile. Albert hatte zu Beginn der Korrespondenz den Schreibort immer ortsgenau angegeben (zumeist: ›Belgard‹, die deutsche Ortsbezeichnung für Białogard, Polen). Seit er ab Mitte 1941 allerdings aus Russland schreibt, verzichtet er entweder gänzlich auf die Ortsnennung oder verwendet zumeist *Russland* als größere geografische Einordnung.²¹ Dies entspricht der oben dargelegten regulativen Erwartung, keine Ortsnamen zu nennen (vgl. auch Humburg 2011) – nicht nur im Adressfeld des Briefumschlags, sondern auch in den Briefen. Äußerst selten verwendet Albert in der Korrespondenz Ortsbezeichnungen, wenn er über seinen Aufenthaltsort bzw. seinen Performanzort schreibt. Agnes hingegen verwendet in der Orts- und Datumszeile und in den Briefteilen stets genaue Ortsbezeichnungen. Feldpostbriefe zu schreiben erforderte dem-

20 Diesen Ausdruck benutze ich in Anlehnung an den Gesprächsbeitrag / Redezug (*turn*) aus der Interaktionsforschung (vgl. Selting und Couper-Kuhlen 2000).

21 In einigen Briefen verwendet Albert als Ortsangabe *Im Osten* (z. B. AN/AN, Brief vom 23. 6. 1941, vgl. Reddemann 1996: 219) oder *Arbeiterparadies* (z. B. AN/AN, Brief vom 9. 7. 1941, vgl. Reddemann 1996: 232), wobei er Letzteres wohl ironisch verwendet. Seine abwertende Haltung zu Russland bringt er in einem Brief vom 17. 7. 1941 zum Ausdruck: *Russland ist, glaube ich, wohl das dreckigste und unkultivierteste Land, was es noch auf Gottes Erdboden gibt. Und so was nennt sich ›Arbeiterparadies‹* (AN/AN, Reddemann 1996: 250). Damit reproduziert er das in Feldpostbriefen deutscher Soldaten verbreitete Konzept des ›dreckigen Ostens‹ (vgl. Kipp 2014).

nach ein hohes Maß an metakommunikativer Organisation von Bezugnahmen und Rekonstruktion ihrer Sequentialität.

Bezüge werden in diesem Kurzbeleg auch auf andere Aspekte des Briefeschreibens genommen: *Deine Briefe, Auf diese Briefe, Wie Du schreibst, Deine Karte, Der Brief*. Oftmals stehen diese metakommunikativen Referenzen am Satzbeginn und markieren somit topikalisiert die Bedeutung metakommunikativer Bezugnahme. Neben der Sequenzorganisation spielt hierbei auch der Ausdruck von Erwartungen eine Rolle. Folgend auf die Erwähnung des Briefempfangs drückt *Auf diese Briefe war ich ja so gespannt gewesen* implizit die Freude aus, dass die formulierte Erwartung erfüllt wurde. Weiter unten wird eine antizipierende Erwartung expliziert: *erwarte nunmehr noch nähere Einzelheiten von dort*. Beide Äußerungen beziehen sich auf die briefliche Korrespondenz und zeigen deren Serialität an: Wird einerseits erfüllte Erwartung retrospektive durch den Ausdruck von Freude (auch *Ich freue mich aus ganzem Herzen, daß es Dir und Euch gut geht.*) angezeigt, so wird andererseits durch einen prospektiven Erwartungsausdruck die Fortführung der Briefkommunikation indiziert. Briefe zu schreiben ist hier also als serielle und also dauerhafte Praktik ausgewiesen, die mit bestimmten Erwartungshaltungen und -erfüllungen einhergeht. Feldpostbriefe zu schreiben und zu erhalten, durch Briefe etwas zu erfahren und mitzuteilen ist für die Aufrechterhaltung der sozialen Beziehung zwischen den Schreibenden essentiell (vgl. Kilian 2001; Schwendner 2011).

Zum Abschluss des Briefes thematisiert Albert erneut metakommunikativ die Adressierung. Angesichts der von Agnes geschilderten vorübergehenden Zuflucht an einen anderen Ort, ist sich Albert unsicher über den zu adressierenden Zustellort. Die oben beschriebene Adressierungspraktik ist nämlich nur in eine Richtung, von den Angehörigen und Freunden zu den Soldaten, per Feldpostnummer standardisiert. Da das Kriegsgeschehen auch den Wohnort von Agnes erfasst hat, ist die Explikation Alberts seiner zukünftigen Adressierungspraktik erforderlich. Metakommunikation wird vor allem dann praktiziert, wenn die medialen Bedingungen einer Kommunikation sich ändern oder wenn diese gestört sind. Das Schreiben im Krieg unterliegt permanent unterschiedlichsten Störungen, die Metakommunikation erfordern, sei es über korrekte Adressierungen (s. o.), die Materialität des Schreibens²² oder die temporalen Umstände²³.

22 *Ich will mit Bleistift weiter schreiben, denn das Papier ist zu schlecht für Tinte* (Albert an Agnes, AN/AN, 9. 6. 1940, Reddemann 1996: 4).

23 *Durch die Verlegung des Feldpostamtes bekommen wir erst am Karsamstag unsere nächste Post zugestellt und wir müssen uns wohl oder übel bis dahin gedulden* (Albert an Agnes, AN/AN, 2. 4. 1942, Reddemann 1996: 480).

Die hier vorgenommenen Bezugnahmen auf einzelne Briefe und Passagen lassen sich nicht vollständig rekonstruieren, da Briefe von Agnes vom 7. Juli²⁴ bzw. vom 11. Juli 1941 nicht erhalten sind. Allerdings gibt es einen Brief vom 6. Juli 1941 von Agnes, in dem sie sehr ausführlich einen Bombenangriff auf Münster darstellt, der weiter unten behandelt wird. Möglicherweise bezieht sich Albert mit *Ja, das ist der Krieg* auf diese oder eine andere Schilderung des Bombenangriffs. Selbst aus dieser knappen etwaigen Bezugnahme lässt sich ableiten, dass Kriegshandlungen und -ereignisse nicht weiter thematisiert werden (vgl. Humburg 2011; Dang-Anh und Scholl 2020). Dass es der *Krieg* sei, scheint hier als formelhafter Hinweis darauf zu fungieren, dass über das Referierte nichts weiter zu sagen sei. Bezugnahmen erfolgen also mitunter als äußerst knappe Kommentierungen, die potentiell den Abschluss eines Gesprächsthemas signalisieren. Die zeitliche Markierung durch *nun* im Folgesatz verstärkt diesen Eindruck und kann ebenso als ein Vorausschauen auf künftige bzw. dem erzählten Ereignis folgende Ereignisse betrachtet werden.

3.3.2 Kleine gemeinsame Geschichte(n): Die Praktik des Erzählens

Erzählungen spielen eine wichtige Rolle in den Feldpostbriefen. Durch sie geben die Schreibenden Sachverhalte und Geschichten aus ihrem jeweiligen Lebensalltag wieder. Erlebtes wird derart dargestellt, dass es an gemeinsame Biografien und damit verknüpftes Hintergrundwissen anschließt. Diese Anschlüsse sind durch kleinste sprachliche Hinweise markiert, wie an folgendem Brief von Agnes gezeigt wird.

Mein lieber, lieber Albert!

Heute am Sonntag will ich Dir auch Deinen Brief vom 23 Juni beantworten, ich war in den letzten Tagen nicht dazu fähig, denn es gab wieder Arbeit in Hülle und Fülle. Wir hatten so allerhand vorzuarbeiten, denn unsere Lena ist jetzt in Ferien gefahren für 8 Tage, da mußte ich erst mit dem Marken kram reine Bahn haben. Hilde muß jetzt jeden Montag und Mittwochmorgen zur Schule, denn ein Freikommen auch nur für einen Tag giebt es nicht. Ich hatte sie ja einfach heraus gehalten wie ich nach Breslau war, aber da ließ mir Dir. Flörke sagen, er wollte mir keine Schwierigkeiten machen, aber für ein nächstes Mal dürfte er das nicht mehr machen. Nun, da machen wir es für die beiden Morgende eben alleine, es geht ja auch. Und Mittwochnachmittag mache ich ja weiterhin zu, sogar mit mündlicher Erlaubnis der Polizei. Man hatte mich doch angezeigt, weil ich den Laden Mittwochnachmittags zumachte. Ärgern darüber tue ich mich nicht, aber man sieht mal was man für liebe Freunde man hat (Agnes an Albert, AN/AN, 6. 7. 1941, aus: Reddemann 1996: 252 ff.).

24 Vorstellbar ist hier auch ein Übertragungsfehler, denn in oben zitiertem Brief kommt der 7/7. zweimal hintereinander vor.

Agnes greift hier zunächst ein Thema aus dem noch zusammen erlebten Alltag auf: die tägliche Arbeit im gemeinsamen Lebensmittelladen. ›Arbeit‹ stellt somit ein zentrales Konzept dar, dass in den Briefen immer wieder aufgenommen wird. Den gemeinsamen Lebensmittelladen, um den sie sich nun in Alberts Abwesenheit kümmert, stellt Agnes beständig als Mittelpunkt ihrer Tätigkeiten dar. So führt sie diesen auch als Grund an, warum sie nicht zum Schreiben gekommen sei (*es gab wieder Arbeit in Hülle und Fülle*, Z. 4). Es folgt als Einstieg in den Brief eine Darstellung aus dem Arbeitsalltag im Laden und die Schilderung der erschwerenden Umstände, die durch personale Engpässe entstanden. Offenbar bezieht sich Agnes auf bereits zuvor Erzähltes: So wird etwa die Extension von *Marken kram* nicht weiter expliziert und die Partikel *ja* in *Ich hatte sie ja einfach rausgehalten wie ich nach Breslau war* ist in eine temporal markierte kleine Erzählung eingewoben, die nur angedeutet wird. Beide sprachlichen Indizes verweisen auf ein gemeinsames Hintergrundwissen des Paares, das sich vor allem im Handlungsfeld ›Arbeit‹ aufspannt. Damit kann es sich entweder um zuvor Erzähltes oder zuvor gemeinsam Erlebtes handeln. Erzählungen fungieren hierbei also mitunter als Teilerzählungen in einem größeren Narrativ, das sich über mehrere Kommunikate erstreckt bzw. einen über die gesamte Korrespondenz stabilen Erzählstrang darstellt.

Im weiteren Verlauf folgt ein längeres Narrativ über ein nicht-alltägliches Ereignis, einen Bombenangriff:

Heute morgen wollte ich eigentlich nach Telgte fahren, um mit Mutter dort einem Hochamt, was unser Bischof hielt, bei zu wohnen. Aber erstens kommt es anders wie man möchte. Also, so ein kleiner Bericht von unserer Erleben in der letzten Nacht bei Fliegeralarm. Alarm um 1 Uhr, fünf Minuten nach 1 Uhr fallen schon die ersten Bomben, wir sind alle noch nicht im Keller. Ich wurde wach, sah am Himmel alles voll Leuchtschirmchen stehen, meine Sache nehmen und die Treppe herunter war eins. Ich ziehe mich an Johannas Bett notdürftig an und treibe zum aufstehen, alles will noch nicht so richtig, Karl zwar liegt schon im Fenster und meinte in seiner immer gleichbleibenden Ruhe, na, steht man auf, es sieht nicht gerade rosig aus. Die Kinder laufen alle zum Fenster, da ruft plötzlich Karl sehr eindringlich: ›hinlegen, Bonbens, auf den Boden alle und fix in den Keller. Das ist ein Wort und ein Gedanke und schon heulen die Bonben, auch 1, 2, 3, Stück ganz in nächster Nähe. Wie wir alle in den Keller gekommen sind, weiß bald keiner mehr so recht zu sagen. Aber wir waren alle unten, wie einige Minuten später schon die nächsten fielen. Aber wie wir alle unten waren und uns ansahen, stand Johanna da im Nachthemd und 1 Strumpfan, Friedhelm in einem Arm, in der anderen das Oberbett. Karl und Herr Röhrig standen im Kellerflur und sahen sich durch das Fenster alles an, auf einmal kam Karl herein, rief Erwin und Helmut, nahm die Brandspritze und rief uns zu: Brandbomben, Ruhe bewahren, er lief in den Hof und kam nach einigen Minuten wieder: bei Gerke brennt es schon. Alle sind nach Gerke zum löschen gelaufen, Karl, H. Röhg, Erwin und Helmut, die Kinder schrieten, Ruht wurde uns bald ohnmächtig, es war eine entsetzliche Nacht. Über meine Ruhe habe ich selbst gestaunt, wie es

kam, weiß ich heute selbst nicht. Aber nachher, nach der Entwarnung, sind wir mal nach draußen gegangen, es sah böse aus. Von Gerke bis Hartung, jedes Haus hatte Brandbomben mitgekriegt, aber alles ist durch Selbstschutz gelöscht worden. Aber an der Ems und Lahnstr. war alles in hellen Flammen, Du weißt doch auch, lieber Albert, das alte Bauerhaus, was so vorsprang in die Emsstr., das ist ganz abgebrannt bis unten. Dann weiter auf der selben Seite noch ein schönes neues Haus bis herunter zum 2 Stock. In der Lahnstr. sind Sprengbomben gefallen, 2 Häuser weiter wie Renger ihr Geschäft, 1 Haus ist ganz schwer beschädigt, da sind auch 6 Tote, 1 ganze Familie und 1 Kind von 14 Jahren von Stud. Schmitz. Du kannst Dir ja unsere Stimmung vorstellen, es ist doch eine schwere Zeit. Nun, so sieht es in Blitzdorf aus, das geht alles noch, aber am Hansapl. und Hohenzollering, Wolbeckerstr., ganz in nächster Nähe unseres Geschäfts, ganz toll. Ich wurde heute morgen von Karl Mechelhof angehalten, ich sollte mir mal meinen Laden ansehen, ob da wohl alles noch ganz sei. Ich bin sehr aufgeregt hin gegangen, aber unser Laden hat nur kein Schaufenster mehr, alles lag in Scherben im Schaukasten. Wir dürfen garnichts sagen, Terstegges Haus, uns gegenüber, ein trostloses Bild, dann weiter der Hohenzollering bei Nr. 8 u. 6, wo Grote wohnen, auch gegenüber Nr. 5, Amtsg. Bising, auch ganz toll. Von Menke, Wolbeckerstr., bis zum Hohenzollering ist alles gesperrt, da liegen in Gosingshof noch Blindgänger. Die ganzen Familie mußten dort räumen. Auch neben Richter, Röpplershaus, hat einen Volltreffer bekommen, Frau Ladner soll im Krankenhaus sein. Die Wolbeckerstr. oben am Hansapl. bietet ein trostloses Bild, ich glaube kaum, das ich morgen auf machen darf, aber das ist auch nicht so schlimm. Hoffentlich haben wir diese Nacht Ruhe, man ist doch sehr nervös (Agnes an Albert, AN/AN, 6.7.1941, aus: Reddemann 1996: 252ff.).

Die *small story* beginnt mit der Abgrenzung des im Folgenden Erzählten von dem *eigentlichen* Alltagsablauf. Markiert ist damit die Besonderheit des Erlebten, das sich somit von regulären Alltagsereignissen unterscheidet. Ausführlich schildert Agnes ihre Perspektive auf das Erlebte in der Nacht des Bombenangriffs und ihre Eindrücke von dem Morgen danach. Mit Felder/Gardt (2015) lassen sich diese Erzählungen als Sachverhaltskonstitutionen verstehen, durch die die Beteiligten Wirklichkeit konstituieren. Neben dem Sprachhandlungstyp der Sachverhaltskonstitution, haben Sachverhaltsverknüpfungen die Funktion dargestellte Sachverhalte zu kontextualisieren und Sachverhaltsbewertungen diejenige, darstellte Sachverhalte mit Sprecherurteilen zu versehen (vgl. Felder/Gardt 2015: 26f.). Agnes Neuhaus' Sachverhaltsdarstellung ist punktuell durch Sachverhaltsbewertungen komplementiert. So drückt sie durch Bewertungsattributionen wie *entsetzliche Nacht, es sah böse aus* oder *trostloses Bild* ihre Sachverhaltsbeurteilung aus. Der vergewissernde Einschub *Du weißt doch auch, lieber Albert* markiert abermals einen geteilten Wissenshintergrund der gemeinsamen Lebenswelt der Vergangenheit. Als sie von Todesopfern berichtet, kommt es zum Emotionsausdruck: *Du kannst Dir ja unsere Stimmung vorstellen, es ist doch eine schwere Zeit*. Hierbei verknüpft sie den situativen Sachverhalt *Bombenangriff mit Todesopfern* mit dem transsituativen Zeitgeschehen, das jedoch unbestimmt

bleibt. Das Syntagma *es ist doch* kommt in Feldpostbriefen musterhaft vor.²⁵ Es dient oftmals dazu, einen Sachverhalt »evaluativ, epistemisch oder evidenziell« (Günthner 2008: 106) zu rahmen. In diesem Fall dient *es ist doch* dazu, die im Weiteren unbestimmt bleibende *schwere Zeit* als weithin akzeptierten und bekannten Begründungszusammenhang zu etablieren. Die gesamte Erzählung spannt sich um diese nunmehr verfestigte evaluative Äußerung und setzt sich im Weiteren in einem deskriptiven und sachverhaltsdarstellenden Stil fort. Im Anschluss an die Erzählung wird die Ausführlichkeit der Darstellung begründet: *Ich habe dies geschrieben, weil der Wehrmachtsbericht sagte, Münster wäre stark mitgenommen*. Nicht nur das Wissen um alternative Darstellungen, die Albert potentiell über das Geschehen in Münster erreichen, sondern das Wissen, dass überhaupt darüber auch für Albert rezipierbar berichtet wird, zieht Agnes zur Legitimation ihrer präzisierenden Sachverhaltsdarstellung heran. Ihre Erzählung ist somit ein persönlich perspektiviertes Addendum zur propagandistischen Berichterstattung durch die Wehrmachtsberichte.

Das Kriegsgeschehen ist auch in Alberts Sachverhaltsdarstellungen zentral:

Meine liebe Agnes! Nach einigen Tagen Dir wieder einen herzlichen und frohen Gruß. Wir haben arbeitsreiche Tage und Nächte hinter uns, der Erfolg aber hat uns unsere Arbeit gekrönt und uns die Tage mit frohem Mut ertragen lassen. Bis auf eine gewisse Müdigkeit geht es uns allen sehr gut. Die Russen bekommen jetzt ganz furchtbar Zunder von uns, sie wehren sich aber verdammt tapfer (Albert an Agnes, AN/AN, 21.7.1941, Reddemann 1996: 251).

Ähnlich wie bei Agnes erfolgt auf einen kurzen Gruß, der durch den Verweis auf die zeitlichen Umstände gerahmt ist (*Nach einigen Tagen*), eine rückblickende Einordnung *arbeitsreiche[r] Tage und Nächte*. Dabei ist die ›Arbeit‹ durch die Ausdrücke *Erfolg* und *mit frohem Mut* positiv eingefasst. Erst zum Ende der Passage wird deutlich, dass ›arbeiten‹ sich auf Kriegshandlungen beziehen muss. Die Darstellung *Die Russen bekommen jetzt ganz furchtbar Zunder von uns, sie wehren sich aber verdammt tapfer* drückt einerseits, gemeinsam mit der Einschätzung der *Arbeit* als ›erfolgreich‹, eine militärische Überlegenheit aus. Andererseits erfolgt mit der Attributzuschreibung *sie wehren sich aber tapfer* eine Respektsbekundung. *Tapfer* indiziert hierbei das Konzept der Tapferkeit als Hochwertkonzept des Nationalsozialismus, aber vor allem auch des militärischen Bereichs.

Die Darstellung von militärischen Handlungen als ›Arbeit‹ erfolgt in Alberts Briefen sehr kontinuierlich. Er war an einer Schallmessbatterie eingesetzt, die die Aufgabe hatte, anhand von Schalldruckmessungen »den Standort feuernder

25 Eine Auswertung der häufigsten Trigramme von sechs Feldpost-Konvoluten mit insgesamt ca. 2,1 Mio. Tokens ergab, dass *es ist doch* mit 317 Vorkommen die neunthäufigste Dreiworteinheit des Korpus ist.

Geschütze des Gegners auszumachen und dann eigene Einschießen einzuleiten« (Reddemann 1996: XXVI). Sofern es also seine Tätigkeit an der Batterie betrifft, handelt es sich um Einsätze in Kampfhandlungen, wie sich auch in folgendem Beleg zeigt: *Heute nachmittag haben wir wieder ohne Pause bis vorhin arbeiten müssen, weil der Russe sich wieder unangenehm bemerkbar macht.* (Albert an Agnes, 15.3.1942, Reddemann 1996: 464). Allerdings expliziert Albert hier nicht, welcher Art seine ›Arbeit‹ ist, die als reaktiv dargestellt wird. Die Kampfhandlungen des durch das Kollektivsingular *der Russe* bezeichneten militärischen Gegners werden mit *unangenehm bemerkbar* eher nüchtern dargestellt.

3.3.3 Zur großen Erzählung: Positionieren

In Verbindung mit der Darstellung von Kriegshandlungen kommt es im folgenden Beleg zu deutlichen, rassistisch begründeten politischen Positionierungen durch Albert:

Ich sehe die Notwendigkeit dieser Zeit auch ein, die Auseinandersetzung mit Russland mußte ja kommen. Die Heimat wird es nie ganz begreifen können. Ich mag mir das gar nicht ausmalen, was geworden wäre, wenn diese Bestien über Deutschland gefallen wären. Die deutschen Soldaten benehmen sich ja gegenüber der russ. Bevölkerung noch viel zu nobel, sie hat diese galante Art bestimmt nicht verdient. Aber der Deutsche ist im Grunde seines Wesens zu anständig (Albert an Agnes, AN/AN, 6.2.1942, Reddemann 1996: 404).

Hier rechtfertigt Albert den Krieg gegen die Sowjetunion als unausweichlich (*Notwendigkeit, musste*). Zweifel aus der *Heimat* begründet er mit einem Mangel an Fähigkeit, die Gründe für den Krieg zu *begreifen*. Hier deutet er einen Perspektivenvorteil an, den er als Soldat an der russischen Front hat und im Weiteren, abermals implikatierend, zu begründen versucht: *Ich mag mir das gar nicht ausmalen, was geworden wäre, wenn diese Bestien über Deutschland gefallen wären.* In der als aversiv gekennzeichneten Drohvorsstellung werden die russischen Soldaten (bzw. die Bevölkerung) durch den Ausdruck *Bestien* dehumanisiert. Albert reproduziert hier rassistische Stereotype ebenso wie den nationalsozialistischen Legitimationsdiskurs für den Überfall auf die Sowjetunion, die jenen als notwendige Prävention darstellte (vgl. Schikorsky 1992; Diekmannshenke 2018). Den Umgang mit der sowjetischen Bevölkerung stellt Albert als *galant* dar und leitet damit in die Eigenzuschreibung *anständig* ein, die ihrerseits an nationalsozialistische Moraldiskurse anschließt (vgl. Gross 2012). Positionierungen erfolgen hier also dadurch, dass der Krieg affirmativ legitimiert wird (*sehe...ein*), der militärische Gegner entmenschlicht dargestellt wird (*Bestien*, weiter unten: *Menschenmaterial*, vgl. folgendes Zitat), eine fiktive Bedrohung durch den militärischen Gegner entworfen wird und dem Selbst moralische

Hochwertattribute zugesprochen werden (*nobel, galant, anständig*). Die sprachliche Herstellung der eigenen Position erfolgt durch Selbst- und Fremdpositionierungen ebenso wie in der evaluativen Ausrichtung gegenüber einem Objekt, dem Krieg (vgl. Du Bois 2007; Spitzmüller 2013). Dabei werden durchweg nationalsozialistische Legitimationsdiskurse reproduziert.

Im Gegensatz zur weiter oben zitierten, eher nüchtern vorgetragenen Darstellung von Kriegshandlungen, ist die nun anschließende Darstellung relativ explizit:

Gestern abend hat es ganz furchtbar geknallt, die Russen versuchen in den letzten Tagen immer wieder, anzugreifen. Gestern abend auch wieder, da kamen aber die Russen in ein derartig konzentriertes Artilleriefeuer von uns, daß der Angriff immer wieder mit den höchsten Verlusten für die Russen abgeschlagen wird. Aber immer wieder werden die Russen ins Feuer getrieben. Menschenmaterial haben sie ja satt. Gestern abend feuerten auf einen Schlag über 30 Batterien von uns, da kannst Du Dir das Aufblitzen und das Donnern etwas vorstellen. Und diese ganzen Batterien stehen hier auf ziemlich engem Raum. Das ist ja das Schöne, daß wir doch mehr zu sehen und zu hören kriegen, wie mancher andere Soldat. Leider hat es vorgestern wieder einen Kameraden von unserer Batterie gepackt. Er war in das Feuer der sogenannten Stalinorgeln gekommen, hatte einen Splitter in den Leib bekommen, an den Folgen der Verwundung ist er dann ein paar Stunden später gestorben. Ja, Opfer kostet es auf beiden Seiten (Albert an Agnes, AN/AN, 6.2.1942, Reddemann 1996: 404).

Auf die legitimierende politische Positionierung folgt nun eine narrative Darstellung von Kriegshandlungen, die intensivierend beschrieben sind (*ganz furchtbar geknallt, derartig konzentrierte[s] Artilleriefeuer, höchste[] Verluste[]*). Erneut erfolgt eine dehumanisierende Zuschreibung, die die dargestellten Verluste[] des militärischen Gegners verharmlost: *Menschenmaterial haben sie ja satt*. Demgegenüber wird das perzeptorische Erlebnis mit Begeisterung vermittelt: *da kannst Du Dir das Aufblitzen und das Donnern etwas vorstellen*. Die Klimax findet die Erzählung in Alberts Darstellung seines Vorteils, relativ nahe am Kampfgeschehen teilzunehmen: *Das ist ja das Schöne, daß wir doch mehr zu sehen und zu hören kriegen, wie mancher andere Soldat*. Das Personalpronomen *wir* bezieht sich dabei auf seine Einheit, die offenbar in den Kämpfen im Vergleich mit anderen Einheiten eine andere Position einnimmt. Es folgt die Beschreibung des Todes eines deutschen Soldaten. Die Erzählung schließt mit einem konstatierenden *Ja, Opfer kostet es auf beiden Seiten*.

Auffällig an diesem Abschnitt ist die ambivalente Darstellung von eigenen und fremden Kriegsoptionen auf der einen Seite und die nahezu euphorisierte Bewertung des Kriegsgeschehens, das ästhetisiert als bild- und tonreiches Spektakel ausgekleidet wird. Die entmenschlichende Herabsetzung des militärischen Gegners, die sich nach der einleitenden Legitimations- und Positionierungspassage in dieser Kriegsbeschreibung fortsetzt, scheint hierbei die Grundlage zur

Möglichkeit dieser ambivalenten, menschenverachtenden und nahezu absurd anmutenden Darstellung zu sein. Hier zeigt sich, welche Funktion Positionierungen haben: Sie sind hier sprachliche explizierte Anschlüsse an nationalsozialistische, rassistische Moralprinzipien, reproduzieren und festigen diese und rechtfertigen somit das eigene Handeln im Krieg. In der interpersonalen Briefkommunikation dienen sie sowohl der moralischen Selbstvergewisserung als auch der Vereinbarkeit von soldatischen Kriegshandlungen an der Front mit einer mit Angehörigen geteilten Langzeitidentität. Das Konzept ›Arbeit‹ dient Albert und Agnes hierbei als gemeinsame Identifikationsschnittstelle. ›Arbeit‹ ist in dem Sinne ein Hochwertwort, unter das sich auch moralisch Verwerfliches packen lässt.

3.3.4 Briefe auf Adressat*innen zuschneiden

Briefe haben je nach kommunikativem Zweck einen spezifischen Adressatenzuschnitt (vgl. Schindler 2003). In der hier abgebildeten familiären Briefkommunikation sind sich die Schreibenden untereinander zwar jeweils vertraut, stehen aber dennoch in unterschiedlichen sozialen Beziehungen zueinander. Entsprechend unterschiedlich gestaltete sich auch das Briefeschreiben an verschiedene Adressat*innen. Im Folgenden werden zwei Briefe von Albert verglichen, die dieser am gleichen Tag an Agnes und seine Schwester Johanna schrieb.

Die Briefe datieren vom 25. Juni 1941, also drei Tage nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion und dem Beginn des Deutsch-Sowjetischen Krieges. Während der Brief an Agnes sich in die Kommunikationshistorie des Ehepaars Neuhaus einreicht, stellt der Brief an Alberts ältere Schwester Johanna eine Ausnahme dar. Im gesamten Konvolut ist dies der einzige Brief von Albert an Johanna. Wie dessen Einstiegssequenz *Für Deine lieben Zeilen vielen Dank* indiziert, handelt es sich offenbar um eine Antwort auf einen Brief von Johanna.

Meine liebe Agnes!
 Dir einen frohen Morgengruß! Wir sind gestern auf den Straßen des deutschen Vormarsches gefahren und haben schaurige Bilder gesehen. Tauroggen eine Stadt von etwa 15000 Einwohnern, vollkommen eingeschert. Links und rechts von der Straße frische Gräber von Gefallenen. Aufgedunsene Pferdekadaver. Flüchtlinge, mit noch nicht einmal dem Allernotwendigsten, irren umher. Die Russen sind bereits weit zurückgeworfen. Zerschossene russ. Tanks liegen an der Straße, der ungestüme deutsche Vormarsch ist nicht aufzuhalten. Das ist ein Aufmarsch, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Mit dem eigentlichen Kampf haben wir nichts zu tun. Man kann nur die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die deutsche Organisation, die hinter allem steckt, bewundern. Diese Nacht hat es wieder ganz anständig gebummt. Auch jetzt hört man immer noch den Geschützdonner. Vor den russ. Gefangenen bekommt man das Grauen, sämtliche Typen sind da vertreten. Du darfst nun nicht unruhig werden, wenn mal länger keine Post kommt man kann es nicht immer so machen. Sobald ich aber Zeit habe, schreibe ich Dir. Für heute Dir und Euch allen herzl. Grüße und Dir noch einen frohen Kuß Dein Albert (Albert an Agnes, AN/AN, 25.06.1941, Reddemann 1996: 221).

Liebe Johanna!
 Für Deine lieben Zeilen meinen Dank. Ebenso habe ich mich über den Brief vom kleinen Fritz gefreut. Über mich wirst Du durch Agnes ja wohl laufend unterrichtet sein. Es geht mir ausgezeichnet und hoffe dies auch von Euch allen. Was sind das Zeiten jetzt. Gestern sind wir durch brennende Dörfer und Städte gefahren, ein grauenvolles Bild. Ich glaube, das was die Heimat augenblicklich zu ertragen hat, ist doch ein Kleines gegenüber dem Leid, wo der Krieg drüber weggerast ist. Vor den russ. Gefangenen bekommt man einen Ekel, d. h. viele Gefangene werden nicht gemacht. Hier oben im früheren Litauen ist ziemlich viel verjudet und da gibt es ja kein Pardon. In der Ferne hört man immer den Geschützdonner und das Explodieren der Fliegerbomben. Der Vormarsch geht weiter, nur vor den unendlichen russ. Weiten kann man etwas Unruhe haben. Aber es ist alles derart organisiert, daß man nur staunen kann. Es gibt kein Halt vor der deutschen Feuerwalze. Wenn dieser Feldzug beendet ist, dürfte auch wohl dem Engländer sein Schicksal besiegelt sein. Es soll mich mal wundern, wie weit wir wohl vorstossen. So etwas an Aufmarsch hat die Welt noch nie gesehen, die Wagenkolonnen zu zweien und dreien, neben einander reißen gar nicht ab. Damit haben wir gestern auch reichlich Staub geschluckt. Für heute Dir und Euch allen alles Gute.
 Recht frohe Grüße Dein Albert (Albert an seine Schwester Johanna, AN/AN, 25.6.1941, Reddemann 1996: 222f.).

Beide Briefe thematisieren im ersten Teil Alberts Eindrücke von der Front in den ersten Kriegstagen. Im jeweils zweiten Teil der Briefe liefert Albert eine begeisterte Darstellung. Die Briefe unterscheiden sich darin, dass Albert seiner Schwester Johanna gegenüber Erschießungen von Russen und Juden andeutet und diese rassistisch bzw. antisemitisch rahmt: *Vor den russ. Gefangenen bekommt man einen Ekel, d. h. viele Gefangene werden nicht gemacht. Hier oben im früheren Litauen ist ziemlich viel verjudet und da gibt es ja kein Pardon* (vgl. Dang-Anh und Scholl 2020). Auch hier hat die Herabsetzung legitimierende Funktion. Interessant ist aber vor allem in unserem Zusammenhang, dass Albert die Briefe an seine Schwester, Johanna, und an seine Frau, Agnes, in diesem Punkt unterschiedlich gestaltet. Das erhaltene und editierte Konvolut gibt, mit diesem Brief als einzigem an Johanna gerichteten Exemplar einen Hinweis darauf, dass Albert

ihr gegenüber keine Notwendigkeit sieht, seine Erzählung in eine Gesamterzählung einzureihen, da es keine gemeinsame Briefkommunikationsgeschichte zu geben scheint. Seiner Frau gegenüber vermittelt er hingegen durch die Auslassung eine dauerhaft stabile Identität. Auch seine antisemitische Äußerung ist in der Korrespondenz in dieser Explizitheit nicht weiter vorzufinden. Der Adressatenzuschnitt passt sich hier also, so ist zumindest auf Grundlage der erhaltenen Daten zu vermuten, der konstanten Identitätsherstellung an.

3.5 Fazit

Feldpostbriefkommunikation diene vor allem der Aufrechterhaltung und Pflege sozialer Beziehung zwischen den Schreibenden. Unser Blick richtet sich daher auf die wechselseitigen kommunikativen Praktiken, durch die Schreibende ihre Beziehung sprachlich bearbeiten. Dabei sind vor allem jene relativ selten erhaltenen Konvolute von Interesse, in denen sich die Wechselseitigkeit der Feldpostkorrespondenzen zeigt. Der linguistischen Feldpostforschung obliegt es hierbei vor allem, die sprachlichen Praktiken der Beteiligten im Rahmen von gemeinsamen Interaktions- bzw. Kommunikationsgeschichten (vgl. Schröter/Linke 2019) offenzulegen.

Anhand der Praktik des Adressierens wurde die Verbindung zwischen dem dispositiven Arrangement ›Feldpost‹, das die Diskursbedingung der Feldpostbriefkommunikation zurichtete und den sprachlich-kommunikativen Praktiken des Adressierens selbst, aber auch dessen metapragmatische Thematisierungen, aufgezeigt. In der Korrespondenz wiederum ist die sprachliche Bearbeitung von Identität vor dem Hintergrund gemeinsamer Erfahrungen und Wissensbestände vordergründig. Dabei nutzt das Ehepaar Neuhaus beständig Erzählungen, um sowohl Neues aus dem jeweiligen Alltag zu vermitteln, als auch Selbst- und Fremdidentitäten in eine zeitüberdauernde Kohärenz zu bringen. Die übergreifenden Diskursangebote des Nationalsozialismus werden hierbei dafür herangezogen, das eigene Handeln in ein übersituatives *master narrative* einzubetten, das die jeweiligen Identitäten, auch vor dem Hintergrund einer Paarbeziehung, legitimierend stabilisiert. Als gemeinsamer Bezugspunkt dient dem Ehepaar Neuhaus hierzu das Konzept ›Arbeit‹, in das die jeweiligen Alltagswelten in immer neuen *small stories* eingefasst und in die gemeinsame Erzählung eingewebt werden.

4 Haftbriefe aus dem Widerstand

*Es ist Krieg, die einen fallen in Stalingrad,
die anderen in Plötzensee*
(Günther Weisenborn, 5. 2. 1943)

4.1 Akteure

Briefe aus der Haft sind vor dem Hintergrund der Repressionsmaßnahmen gegen Andersdenkende zu interpretieren. Dazu gehören die Reglementierungen der offiziellen Briefkommunikation durch ebenso willkürlich gewährte wie entzogene Schreiberlaubnisse sowie die Zensur, die sowohl die Inhaftierten selbst wie auch deren Briefpartner/innen²⁶ betreffen. Die Zensur führt dazu, dass Themen wie Haftbedingungen oder bevorstehende Vernehmungen und Prozesse ebenso wenig behandelt werden können wie die Haltung gegen den Nationalsozialismus. Allerdings war es vielen Inhaftierten durch die Hilfe anderer Personen möglich, inoffizielle Briefe, Kassiber (›Kassiber‹, geheimer Informationsaustausch im Beisein Dritter, vgl. Willand 2020: 602), an ihre Angehörigen zu richten. Gemeinsam ist allen, offiziellen wie inoffiziellen, Haftbriefen, wie es Eugen Gerstenmaier am 16. 11. 1944 bezeichnet, dass sie *Interimsbriefe* sind: Ob, wann und wie das eigene Leben und das gemeinsame Leben enden und wie lange eine Inhaftierung dauern wird, ist häufig ungewiss. So schwanken Verfasser/innen, wie insbesondere die inoffiziellen Briefe deutlich werden lassen, zwischen der Hoffnung, überleben zu können, und der sicheren Gewissheit, getötet zu werden. Dietrich Bonhoeffer bezeichnet den Zustand der über längere Zeit Inhaftierten auch als *status intermedius* oder auch als *Fegfeuerzustand* (9. 3. 1944).

Offizielle wie inoffizielle Gefängnisbriefe liegen insbesondere in jüngeren, umfangreichen Editionen vor (s. u.), die noch nicht linguistisch oder geschichtswissenschaftlich analysiert worden sind. Unter 4.1–4.4 werden Briefe und Briefwechsel aus der Haft analysiert, die den Widerstandsnetzwerken des Kreisauer Kreises, des Schulze-Boysen-Harnack-Kreises (besser bekannt unter der irreführenden Bezeichnung ›Rote Kapelle‹) und des Canaris-Kreises, dem Hans von Dohnanyi und sein Schwager Dietrich Bonhoeffer nach seinem Berufsverbot angehörten, zuzurechnen sind.

Im Zentrum stehen die Haftbriefe bzw. Briefwechsel zwischen den folgenden Personen:

- zwischen dem Ehepaar von Moltke im Zeitraum von September 1944 bis zur Hinrichtung Helmuth J. von Moltkes am 23. 1. 1945 in Plötzensee. Es handelt

²⁶ Meines Wissens handelt es sich tatsächlich bei den Briefverantwortlichen nur um Männer und Frauen, die sich auch als solche verstehen.

sich dabei um den umfangreichsten und lückenlos dokumentierten inoffiziellen Briefwechsel aus der Haft. Seine Existenz verdankt sich Harald Poelchau, dem Gefängnispfarrer in Tegel, und seiner Frau Dorothee Poelchau. In der Wohnung der Poelchaws in Berlin schrieb Freya von Moltke, zwischen dem Gut Kreisau (Schlesien) und dieser Wohnung pendelnd, ihre Briefe (im Folgenden: HM und FM).

- zwischen dem Ehepaar Gerstenmaier vom 16.11.1944 bis zum 31.1.1945. Eugen Gerstenmaier war ebenfalls im Gefängnis Tegel, wurde im 11. 1. 1945 zu sieben Jahren Haft verurteilt und entging wie wenige aus dem sog. Kreisauer Kreis²⁷ der Hinrichtung (im Folgenden: EG und BG).
- zwischen Hans von Dohnanyi und seiner Frau Christine, wobei die Briefe von Christine von Dohnanyi nicht veröffentlicht worden sind, vom 5.4.1943 bis zum 15.3.1945 aus dem Wehrmachtgefängnis Berlin und aus unterschiedlichen Krankenanstalten wegen des sich kontinuierlich verschlechternden Gesundheitszustandes von Hans von Dohnanyi (Charité, Krankenanstalt Berlin-Buch, Reservelazarett Potsdam, Krankenrevier des KZ Sachsenhausen, Staatskrankenhaus der Polizei in Berlin). Es handelt sich sowohl um offizielle Briefe als auch um Kassiber, die aus dem Gestapo-Hausgefängnis Prinz-Albrecht-Straße versendet worden sind. Hans von Dohnanyi wurde am 9. 4. 1945 im KZ Sachsenhausen ohne Gerichtsverhandlung erhängt (vgl. Meyer 2015: 301) (im Folgenden: HD).
- zwischen dem Ehepaar Günther und Joy Weisenborn, die der sog. Roten Kapelle (Schulze-Boysen-Harnack-Kreis) zugerechnet wurden. Die Besonderheit dieses Briefwechsels ist es, dass Joy Weisenborn vom 26. 9. 1942 bis zum April 1943 selbst im Polizeipräsidium am Alexanderplatz in Haft saß. Günther Weisenborn war zunächst im Gefängnis der Gestapozentrale Prinz-Albrecht-Straße und wurde dann am 21. 10. 1942 in das Strafgefängnis Spandau verlegt. In dieser Zeit tauschten sie offizielle Gefängnisbriefe aus, späterhin auch Kassiber. Weisenborn wurde zu drei Jahren Haft verurteilt. Bis zum April 1945 ist er im Zuchthaus Luckau in Brandenburg inhaftiert (im Folgenden: JW und GW).
- zwischen der neunzehnjährigen Liane Berkowitz und ihrer Mutter Katharina Wassiljewa Berkowitz aus dem Zeitraum vom 10. 10. 1942 bis zu ihrem Abschiedsbrief am 5. 8. 1943, den sie vor ihrer Hinrichtung schrieb. Liane Berkowitz gebar in ihrer Haftzeit ein Kind, dessen Vater Friedrich Rehmer war, der am 13. 5. 1943 hingerichtet worden war. Beide gehörten zu den Jüngeren im Schulze-Boysen-Harnack-Kreis. Liane Berkowitz war an der Klebezettelaktion

27 Die Bezeichnung »Kreisauer Kreis« ist keine selbst gewählte Gruppenbezeichnung, sondern wurde von der Gestapo vergeben und im Rahmen der Volksgerichtshofprozesse prolongiert.

- gegen die Propagandaausstellung »Das Sowjetparadies« beteiligt, Friedrich Rehmer wird wegen »Wehrkraftzersetzung« hingerichtet (im Folgenden: LB).
- zwischen Dietrich Bonhoeffer und unterschiedlichen Freunden (u. a. an Eberhard Bethge, Karl Barth) zwischen dem 5. 4. 1943 und dem 8. 10. 1944 aus dem Gefängnis Berlin-Tegel; auch Bonhoeffer kam dann in das Gefängnis der Gestapozentrale und wurde ebenfalls am 9. 4. 1945 ohne Gerichtsverhandlung im KZ Sachsenhausen hingerichtet (im Folgenden: DB).

Die Haftbriefe wurden unter den folgenden Gesichtspunkten ausgewählt: Es handelt sich um Briefe von Protagonist/innen des aktiven Widerstands (i. S. v. Benz 2018: 17f.), die aus dem Zeitraum von 1942–1945 stammen und so etwa den Vergleich mit der Feldpostbriefkommunikation ermöglichen. Da es sich gleichermaßen um offizielle wie inoffizielle Briefe handelt, ist es ferner möglich, Ähnlichkeiten und Unterschiede des Sprachgebrauchs zwischen beiden Brieftypen zu bestimmen.

Eine wichtige Funktion aller hier untersuchten Haftbriefe ist, sich der Beziehung zum/zur jeweiligen Briefpartner/in bzw. sich eines damit verbundenen Beziehungsnetzwerkes zu vergewissern und die jeweilige Beziehung/das Beziehungsnetzwerk zu fortzusetzen. Briefe zu schreiben und erhalten zu können, war für das physische und psychische Überleben für jeden Einzelnen und jede Einzelne in der Haft wichtig. Als Dokumente der Beziehungskommunikation weisen offizielle und inoffizielle Briefe große Ähnlichkeiten im Sprachgebrauch auf, die, wie gezeigt wird, auf die Haftbedingungen selbst und die Hauptfunktion der Briefe zurückzuführen sind. Ähnlichkeit lässt sich auch im Kontrast erfassen: Die Briefe der jungen Liane Berkowitz an ihre Mutter unterscheiden sich z. T. deutlich von den Briefwechseln aus den unterschiedlichen Widerstandskreisen, weshalb ein offizieller Brief von ihr, derjenige vom 28. 2. 1943, detailliert analysiert wird.

Für die inoffiziellen Briefe, die aus und in das Gefängnis durch die Vermittlung anderer Personen geschuggelt werden, ist charakteristisch, dass sie, wie es von dem Ehepaar Moltke bezeichnet wird, neben breiten Reflexionen über die Rolle des eigenen Schicksals einen *sachlichen* bzw. *prosaischen Teil* enthalten. Mithilfe der Briefe wurde von Gesprächen mit noch nicht inhaftierten Freund*innen, Anwälten und Vertretern²⁸ des NS-Apparates berichtet, sie enthalten Gedanken zur eigenen Verteidigung vor dem anstehenden Volksgerichtshofprozess und Entwürfe zu Gnadengesuchen. Der/die Inhaftierte positioniert sich i. d. R. zur Verhaftung, zum Verfahren und auch zur eigenen Widerstandstätigkeit, wobei, wie zu sehen ist, insbesondere die religiöse Weltdeutung und entsprechende Diskurse größeres Gewicht haben. Gerade die in-

28 Es handelt sich tatsächlich ausnahmslos um Männer.

offiziellen Briefe dokumentieren eine Ausnahmesituation und die kulturellen, sprachlich vermittelten Traditionen, um mit dieser umzugehen:

Sie sind doch aus einer Situation geboren, die schriftlich wohl selten niedergelegt wird, weil eben normalerweise dann der Kontakt zerrissen oder kontrolliert ist (HM, 2. 1. 1945).

4.2 »Interimsbriefe« aus der Haft: Bedingungen und Voraussetzungen

Schreiben unter Haftbedingungen bedeutet in vielfacher Hinsicht das Schreiben unter Unsicherheit. Offizielle Haftbriefe konnten je nach Inhaftiertem nur einmal monatlich oder wöchentlich verschickt werden. Ebenso wie die ohnehin seltene Sprecherlaubnis konnte auch die Schreiberlaubnis z. T. grundlos entzogen werden, es konnte jedoch auf inständiges Bitten des Inhaftierten die Schreiberlaubnis ausgeweitet werden. Offizielle Briefe aus der Haft haben mindestens zwei Adressat/inn/en: Die eigentlichen Empfänger/innen eines Briefes und die entsprechende Zensurinstanz, die ggf. verschlüsselte Botschaften nicht erkennen darf (vgl. Willand 2020: 601). Es lassen sich viele Textstellen nachweisen, aus denen hervorgeht, dass sich die Verfasser/innen des Zensors bewusst waren:

Ich bin wie ein kleines Kind. Ich möchte mich zu Dir auf den Schoß setzen [...]. Jämmerlich nicht? Nur dass ich mich gar nicht geniere, und den 3. Leser des Briefes muss ich ausschalten, sonst könnte ich überhaupt nicht schreiben! (HD, 24. 4. 1943).

Schreiberlaubnis bedeutete grundsätzlich, jeweils nur einer Person schreiben zu können, weshalb die jeweils inhaftierte Person darauf verwiesen ist, relevante Erkundigungen etwa nach anderen Personen an den/die Hauptadressaten/in zu delegieren. Die jeweils adressierte Person hatte dafür Sorge zu tragen, das familiäre, freundschaftliche und seltener auch das professionelle Beziehungsnetzwerk zu informieren und aufrechtzuerhalten, den Inhaftierten grundsätzlich am Alltags(er)leben teilhaben und, soweit möglich, ihn/sie an relevanten Entscheidungen mitwirken zu lassen. Eine Gewissheit, ob ein Brief den jeweils Anderen/die jeweils Andere erreicht hat, ist nur dadurch zu gewinnen, dass dieser/diese antwortet. Für die inhaftierte Person sind Briefe oft außerhalb des Wachpersonals und Vertreter/innen des NS-Apparates der einzige Kontakt zur Außenwelt und insbesondere zur vorgängigen Alltagswirklichkeit. Welche große Bedeutung das Eintreffen von Briefen hat und welche Irritationen der Entzug von Schreiberlaubnissen und auch der unter Kriegsbedingungen erschwerte Transport von Briefen hervorruft, zeigen die folgenden Äußerungen von Joy Weisenborn:

Herzensjunge! Mein Pitt! Mein geliebter Günther! Wenn diese Buchstaben in Töne umzuwandeln wären, so würdest Du Dir die Ohren zuhalten müssen, denn es würden Schreie sein. Sie kommen aus meinem tiefsten Herzen. Endlich hörte ich gestern, daß Du gesund und munter bist und nur Schreibverbot hattest, konnte ich doch keine Erklärung für Dein plötzliches Schweigen finden (JW, 24.01.1943).

Außerdem wurde die Schreibtätigkeit auf zumeist zwei Briefbögen begrenzt, z. T. musste die/der Inhaftierte für eigene Schreibutensilien sorgen, oft wurden die Verhafteten gefesselt. In offiziellen Briefen können Haftbedingungen, die Umstände der Haft, etwa prozessbezogene Informationen und eigene negative Empfindungen nur angedeutet werden, was allein schon eine Konzentration auf den Beziehungsaspekt ergibt. Berner (2006: 225–227) zeigt anhand unterschiedlicher Gefängnisbriefe aus Brandenburger Gefängnissen und Konzentrationslagern aus den Jahren 1933–1945, dass Briefe etwa auch dann eingezogen wurden, wenn die Haftbedingungen als *erträglich* bezeichnet wurden oder auf schmale Kost und Hunger hingewiesen wurde. Dass die Haftbedingungen und auch damit verbundene Erniedrigungserfahrungen kaum thematisch sind, liegt allerdings auch daran, dass die Verfasser/innen zumeist darum bemüht sind, ihren Angehörigen Sorgen zu nehmen und, soweit möglich, Standhaftigkeit zu demonstrieren (s. Exkurs zur Verbalisierung von Trauer und Verzweiflung).

Inoffizielle Briefe liegen in unterschiedlicher Ausprägung vor und resultieren aus den Haftbedingungen. Auf dem einen Ende des Kontinuums stehen die vielen Seiten umfassenden Briefe, die sich das Ehepaar Moltke vermittelt über den Gefängnispfarrer Harald Poelchau zukommen ließ. Helmuth J. von Moltke bezeichnet es als ein Wunder, *dass 3 bis 4 Mal die Woche, nein wohl noch öfter P.'s [Poelchau – B-M.Sch.] Schlüssel in meiner Tür klirrt* (HM, 6./7.12.1944). Am anderen Ende des Kontinuums stehen Geheimbotschaften etwa auf den Inhalten von Paketen, die sich Hans von Dohnanyi von seiner Frau schicken ließ.²⁹ Seine Frau kommt selbst seinem verzweifelten Wunsch nach, ihm krankmachende Kulturen zu schicken:

Ich benutze meine Krankheit als Kampfmittel [...] Zeitgewinn ist die einzige Lösung. Ich muss sehen, vernehmungsunfähig zu werden. Am besten wäre es, wenn ich eine solide Ruhr bekommen würde. Eine Kultur müsste im Koch'schen Institut für ärztliche Zwecke zu haben sein. Wenn Du eine Speise rot zudeckst, am besten auch noch einen Tintenkleck auf dem Becher, so weiß ich, dass darin ein anständiger Infekt ist, der mich ins Krankenhaus bringt (HD, 27.2.1945).

²⁹ Zum Verständnis der Briefe ist es wichtig zu wissen, dass mit Briefen auch Zeichnungen, Liedtexte und andere Liebesgaben transportiert wurden. Zeitgleich wurden viele Pakete mit lebensnotwendigen Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und, sofern erlaubt, Büchern verschickt.

Im Folgenden soll dargestellt werden, wie mittels der offiziellen und inoffiziellen Briefe bei der von allen Verfasser/innen identischen Konzeptualisierung des Briefes als ›Unterhaltung‹ eine spezifische Form der Beziehungskommunikation hergestellt wird, die zum einen den Haftbedingungen angepasst wird, zum anderen an vielfältige gemeinsame Wissensbestände anknüpft, zu denen auch das Wissen um sozial und kulturell angemessene (emotionale) Einstellungen und Wertungen, einschließlich der entsprechenden Partnermodelle, gehören. Da in offiziellen Briefen das Themenspektrum begrenzt ist, ergibt sich eine Konzentration auf die Beziehungsdimension von Sprache. In inoffiziellen Briefen ist der Adressat/die Adressatin oft konspirative/r Mitspieler/in, der/die überlebenswichtigen Informationen beschafft, weitergibt und beratend zur Seite steht. Gerade die inoffiziellen Briefe klären über Selbst- und Fremdverständnis, Weltdeutung und (retrospektive) Sicht auf die jeweilige Widerstandstätigkeit auf; sie sagen auch etwas darüber aus, wie eine bestimmte Person ihre/seinen Widerstand nach seinem/ihrer Ableben gedeutet wissen will. Im Zentrum stehen hier die Selbstpositionierungen von Helmuth J. von Moltke.

4.3 Beziehungskommunikation in der Haft: Typische Sprachhandlungsmuster

Mit der Haft bricht die alltägliche und selbstverständliche Kommunikation zwischen sich nah stehenden Menschen ab. Die Briefkommunikation wird durchgängig als ein Gespräch bzw. als Ersatz für eine Unterhaltung verstanden und ist von dem Wunsch geprägt, noch Teil des Lebens des Anderen zu sein bzw. diese/diesen zu begleiten (*Ich habe daher diese Woche ganz innig mit Euch gelebt, mein Herz* – HM, 30.9.1944). Die ›Unterhaltung‹ umspannt, ausgehend von der Schreiber-Origo, unterschiedliche Zeitschichten, und entfaltet sich entlang der für die Kommunikationsform »Brief« charakteristischen Bestandteile der Identifizierung, Authentifizierung, Situierung und Adressierung.

4.3.1 Datieren, Anreden und Verabschieden

Die Datumsangabe ist ein wichtiger Orientierungspunkt in der unter erschwerten Bedingungen stattfindenden Briefkorrespondenz (vgl. 3). Der geregelte Briefverkehr, über den die Datumsangabe Gewissheit gibt, gewährleistet es, die angemessenen Fragen zu stellen und entsprechende Antworten zu geben und die ›Unterhaltung‹ zu ermöglichen.

Mein liebes Herz, ich will mich mal rasch ein wenig mir Dir unterhalten. Es ist nachmittags und wir haben keine Fesseln an, weil wir scheuern sollen (HM, 28.10.1944);

Warum schreibe ich Dir das alles? Ich muss mich mit Dir unterhalten, einsam sein habe ich nicht gelernt (HD, 9.5.1943).

Ferner, wie aus einem inoffiziellen Brief Dietrich Bonhoeffers hervorgeht, re-sultiert das Aufrechterhalten von Briefkontakten auch aus einer oppositionellen Haltung:

Nun sind wir wenigstens wieder im Gespräch [...] Es darf Roeder und Genossen nicht gelingen, zu allem Porzellan, was sie zerschlagen, auch noch unsere wichtigsten persönlichen Beziehungen zu zerstören (DB, 15.12.1943).

Sofern Briefwechsel vorliegen, so zeigt sich eine Korrespondenz zwischen den jeweiligen Anreden und den Selbstbezeichnungen, wie es etwa bei Joy und Günther Weisenborn der Fall ist. So wie Joy von ihrem Ehemann angesprochen wird, bezeichnet sie sich größtenteils selbst:

Anreden von JW durch GW (Auszüge): *Mein Joyken, mein innig geliebtes Joyken, mein Kleines, Mein innig geliebtes Joyken, Herzensjoyken, Ach, mein Herzensjoyken, mein Mädchen, meine kleine dunkelhaarige Lebensfrau, Mein Herzensjoyken, min Sötting, meine kleine, tapfere, unwiderrufliche Schicksalsfrau;*

Selbstbezeichnungen von JW (Auszüge): *Dein Dich so innigliebendes Joyken, Dein kleines Joyken, Dein liebebedürftiges Joyken, Dein Dich immer liebendes Joyken, Oh, mein Pittchen, und Dein Joyken wollte Dir noch soviel Schönes sagen; Deine kleine Frau, Dein Komiker, Dein Joyken*

Dies ist für alle Briefwechsel charakteristisch. Während sich das Ehepaar Weisenborn mit *Joyken* (JW) und *Pitt/Pittchen* (GW) anredet, redet sich das Ehepaar von Moltke mit *Pim*, seltener *Wirtin* (FM) und *Jäm* oder *Wirt* (HM) sowie das Ehepaar Gerstenmaier mit *Zibebe* (›Rosine‹ – BG) und *Gen* (EG) an. Bei Moltkes ergibt sich die Besonderheit, dass Freya von Moltke zumeist mit dem Genus Maskulinum (gelegentlich Neutrum) etwa *Mein Lieber* oder *Mein lieber Pim* angeredet wird, wohingegen *Joyken* mit dem Genus Neutrum korrespondiert. Den Anderen mit dem Vornamen anzureden, signalisiert zumeist Dringlichkeit und ist sehr selten. Die Verwendung der Possessivartikel *mein* bzw. *dein* ist ebenso frequent – ihr Fehlen bei Begrüßung und Verabschiedung eher die Ausnahme – wie die Verwendung von aktivisch oder passivisch zu verstehenden Partizipien und entsprechenden Konvertaten (*liebendes, geliebtes – Liebende/r, Geliebte/r*), um den Anspruch auf wechselseitige Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit zu bekunden. Der Briefschluss wird i. d. R. dazu genutzt, vollumfängliche sowie immerwährende Liebe zu gestalten. Auch Liane Berkowitz und Hans von Dohnanyi, bei denen die jeweiligen Antworten fehlen, nutzen eine Fülle von Kosenamen (LB etwa: *Mamotschka, Koscha-Mama*, Selbstbezeichnungen: *Lana, Lanuschka*) bzw. *Mein süßer, über alles geliebter Engel, mein Liebling Du, mein Muckilein, mein Herzlein, ach, wie soll ich Dich nennen?!* (HD,

5.4.1943). Neben Kosenamen, zu denen etwa auch *Komiker* (JW) und *Klick-Klack* (BG) gehören, zeigt sich ein umfassendes Repertoire von (konvertierten) Appellativa wie *Liebste, Geliebte, Herz, Engel, Junge* oder *Mädchen*, wobei v. a. die Anrede *mein Herz* häufig und wechselseitig gebraucht wird. Anreden im Text werden häufiger von den Interjektionen *Oh* oder *Ach* begleitet, die strukturell als Exklamative und pragmatisch als tradierte Sprachgebrauchsmuster zum Ausdruck von Sehnsucht, manchmal auch von Traurigkeit/Wehmut zu interpretieren sind: *Ach mein Herz, ich werde mich immer, immer an Deiner Seite über die Felder gehen sehen* (FM, 8./9. 10. 1944). Häufiger erscheint die Verknüpfung eines Appellativums mit *Du*, die als emphatische Anrufungen zu interpretieren ist: *Du* + Apposition (*Du Geliebte, Getreue, tapferes Mädchen* u.v.m.) sowie: (Pro)Nominalphrase + *Du* (*mein alles Du, mein Engel Du*). Ausdruckskombination wie *Du mein Schutzengel, Du!* (HD) sind häufig Anzeichen für eine intensive Beschäftigung mit der anderen, oft herbeigewünschten Person. Ein gemeinsames *Wir* und das zugehörige Possessivum *unser* finden sich vor allem beim Evozieren einer gemeinsamen Vergangenheit (vgl. 4.3.3) und bei dem seltenen Versprechen einer gemeinsamen Zukunft.

Durch die Bezeichnung des/der jeweils Anderen mittels einer Anrede/Anrufung und durch Verabschiedungen, verbunden mit den Selbstbezeichnungen, wird die Reziprozität der Perspektiven auf die jeweilige Beziehung gewährleistet, das wechselseitige Partnermodell bestätigt und auch die Exklusivität der jeweiligen Beziehung hergestellt. Erwartbar häufig wird die gemeinsame Liebe beschworen und werden Gesten der Zärtlichkeit (*umarmen/in den Arm nehmen, zärtlich/sanft für den Kopf streicheln, küssen*) füreinander zum Ausdruck gebracht wird. Die füreinander gewählten Bezeichnungen und die Handlungen des Aufeinander-Bezugnehmens sind mit Kategorisierungen (etwa *Kleines, Klick-Klack*) verbunden, die ebenso auf die spezifische Geschichte einer Paarbeziehung verweisen, wie sie durch kulturelle Geschlechtercharaktere beeinflusst sind. Überblickt man die Bezeichnungen für das jeweilige Gegenüber, so sind folgende Tendenzen sichtbar: Die Bezeichnungen für die Frauen und insbesondere die Nutzung von Kosenamen zeigt eine größere Varianz, was in der (historischen) Genderlinguistik schon wiederholt thematisiert worden ist (vgl. Wyss 2000). Für Frauen gewählte Bezeichnungen korrespondieren mit allen drei Genera. Die Verwendung des Neutrums interpretiert Nübling (2014) u. a. als Positionierung von Frauen im häuslichen Nähebereich. Da im Rahmen des Bezugnehmens auf eine andere Person nicht nur auf diese – pronominal und nominal – referiert wird, sondern auch etwas über diese prädiziert werden kann (*Du Getreue/Du Tapfere*), ist eine nähere Betrachtung der gewählten Bezeichnungen und ihre Perspektivierungen aufschlussreich: Frauen werden häufiger mit Bezeichnungen belegt, die ihre Schutzbedürftigkeit (etwa *Kleine(s)*), ihre Kreatürlichkeit (etwa *Zibebé*) und ihre Infantilität (etwa *Klick-Klack*) konstituieren. Diese Verteilung

ist nicht nur als Verteilung aufschlussreich, sondern sie zeigt mit der Konstitution des Bürgertums verbundene Geschlechtercharaktere, die mit unterschiedlichen Verhaltens- und Gefühlsdispositionen verbunden sind und die Briefkommunikation auch auf anderen Ebenen prägt (s. 4.3.2). Außerdem sind sie für die Konzeptualisierung von Widerstandstätigkeiten zentral: Diese auszuführen, gilt für Moltke, zumindest gegenüber seinen Söhnen, als Aufgabe für einen Mann (*Dazu hat mich mein Gewissen getrieben und schließlich ist das eine Aufgabe für einen Mann* – HM, 17. 10. 1944).

Die Bezeichnungen und die mit ihnen verbundenen Kategorien können sich während der Haftzeit jedoch verändern. Günther Weisenborn bezeichnet seine wesentlich jüngere Frau häufig als *Meine kleine Frau*, *Mein Kleines* u. ä. und ist während ihrer Inhaftierung sehr besorgt, ob sie in der Lage sei, die Haftbedingungen und insbesondere das Alleinsein ohne ihn *als sensibles, warmherziges Fräuchen* zu ertragen (GW, 5. 12. 1942). Allerdings verändert die gemeinsame *Feuerprobe* (GW ebd.) der gemeinsamen Inhaftierung offensichtlich die Vorstellung ihrer gemeinsamen Beziehung, was durch die Ausdrücke *Lebensfrau* und *unwiderrufliche Schicksalsfrau* zum Ausdruck kommt. Grundsätzlich versuchen alle Schreibenden der Haftzeit und der Trennung von gewohnten sozialen Bezügen einen Sinn zu geben: Bonhoeffer bezeichnet die *Gefängniszeit für mich eine sehr heilsame Pferdekur* (DB, 29. 11. 1943), Freya und Helmuth J. von Moltke bringen wiederholt zum Ausdruck, dass sie sich noch näher gekommen seien (*Wir sind über ein Jahr getrennt und mehr verheiratet denn je*, FM, 5. 1. 1945) und Hans von Dohnanyi bezeichnet die Haftzeit als eine *Prüfung* (11. 4. 1943), die ihn habe erkennen lassen, dass er nur für das Wohlergehen seiner Frau lebe, sie sei *wirklich besseres Selbst*.

4.3.2 Sorgen artikulieren, Mut zusprechen und Danken

Zu den elementaren Bestandteilen des Privatbriefs gehört, sich nach dem Befinden des Adressaten/der Adressatin zu erkundigen. Befindensfragen sind in Haftbriefen nicht formelhaft und als bloßes Abarbeiten kommunikativer Obligationen zu verstehen. Es ist für die Schreibenden zentral, Gewissheit über das Befinden und das den Umständen entsprechende Wohlergehen zu erhalten. Die eigentliche an eine/n Adressaten/in gerichtete Befindensformel *Wie geht es Dir* ist kaum nachzuweisen und scheint, möglicherweise aufgrund ihrer Formelhaftheit und Alltäglichkeit, gemieden zu werden. Vielmehr lassen die Schreibenden den/die Adressaten/in, an ihren Gedanken teilhaben, die sich um das Befinden des/der Anderen drehen und bei denen die Hoffnung zum Ausdruck gebracht wird, dass es dem Anderen/der Anderen gut ergehe (häufig mit der *Wie mag-/Was mag*-Konstruktion, s. u.). Um die Frage als Teil einer gedanklichen Introspektion deutlich werden zu lassen, wird über den/die Andere/n geschrie-

ben. Die folgenden Belege machen deutlich, dass Fragen nach dem Befinden mit der Sorge um das Befinden verknüpft sind:

Wie mag es Dir gehen, mein Junge? Hoffentlich gut? Mir geht es gut, Du brauchst Dir keine Sorgen zu machen (JW, 13.10.1942);

Wie mag es in Dir aussehen, mein Lieber! Wie mag es Dir gehen, mein Herzensjäm. Ich möchte Dir nah sein, ich flehe darum und bin es auch (FM, 8.10.1944);

Meine zweite Hauptsorge ist aber mein Pim. Meine Gedanken fliegen natürlich vor allem zärtlich zu ihm, aber doch immer mit dem Gefühl: Wie wird es ihm gehen? Wie soll er das durchstehen (HM, 18.1.1945).

Manchmal wird die Bitte nach dem aufrichtigen Ausdruck eigener Empfindungen, insbesondere angesichts des nahenden Todes, eindringlich formuliert:

Nur wenn es anders kommt, als wir in den letzten Wochen hofften, dann wüßte ich gern ehrlich von Dir, ob und wie Du Dich hereinfindest, wenn Gott Dir ›die Tür zum obern Stockwerk öffnet‹, wie P. [Poelchau – B-M.Sch.] sagte (BG, 10.1.1945).

Dass die inständige Bitte um eine wahrheitsgemäße Auskunft allerdings durchaus berechtigt war, machen folgende Ausführungen von Dietrich Bonhoeffer deutlich:

Und schließlich würde ich anfangen, Dir zu erzählen, z. B. daß es trotz allem, was ich so geschrieben habe, hier scheußlich ist, daß mich die grauenhaften Eindrücke oft bis in die Nacht verfolgen [...] an die psychischen Belastungen gewöhnt man sich nicht, im Gegenteil: ich habe das Gefühl, ich werde durch das, was ich sehe und höre, um Jahre älter, und die Welt wird mir oft zum Ekel und zur Last. Vermutlich wunderst Du Dich jetzt, daß ich das so sage und denkst an meine Briefe; ja, Du schriebs so nett, ich sei ›etwas bemüht‹ gewesen, Euch über meine Lage Zuversicht zu geben (DB, 15.12.1943).

Offene Geständnisse wie im vorherigen Beleg sind sehr selten, was sich nicht nur durch den *etwas verlogenen* (HM) Charakter der offiziellen Briefe erklärt.³⁰ Die Briefkommunikation zielt darauf ab, dass sich die Schreibenden gemeinsam und wechselseitig ein Image des jeweils Anderen erhalten und gesichtsbedrohende Akte vermeiden. Wie unten noch gezeigt wird, liegt ein vertrauensvolles Miteinander nicht darin, dem Anderen rückhaltlos die eigene Gefühlswelt zu offenbaren, sondern den Anderen zu stärken und zu schonen.

Im brieflichen Miteinander ist die Frage nach dem Befinden oft mit dem Äußern von Sorgen über den/die Andere/n, jedoch auch mit Wünschen für ihn/sie verbunden. Zu den zentralen Sequenzen der Briefwechsel gehört es, dass auf

30 Innerhalb des Abschiedsbriefes von Moltke: *Alle diese Zensur passierenden Briefe sind doch etwas verlogene, und ich kann mir vorstellen, dass ich dann nicht einen leicht lügenhaften Brief an Dich schreiben möchte [...] Es kann auch sein, dass ich schreibe, weil ich fürchte, dass es sonst auffällt, oder weil es die einzige Art ist, bei der mich der Beamte, der ja neben mir sitzt, in Ruhe lässt und nicht stört* (HM, 8.11.1944).

das Äußern von Sorgen des einen die Entlastung durch den jeweils Anderen erfolgt, der/die die Sorgen zumeist für unbegründet erklärt. Im Vordergrund steht, dass die Briefpartner/innen sich einerseits wechselseitig versichern, dass man sich um ihn/sie *keine Sorgen zu machen brauche/müsse* und dass die Zusicherungen eine Replik auf die Sorgen des Anderen sind. Auch hier ergibt sich tendenziell eine gendengeprägte Kommunikationsordnung. Ist der Grund der Sorge der inhaftierten Männer v. a. auf das Alltagsleben und das Beschaffen von Nahrungsmitteln gerichtet, so entkräften die Frauen diese Sorgen.

Sorgen artikulieren sich jedoch auch in den Bitten, etwas zu tun oder zu unterlassen, und der Entkräftung der Sorge, indem der entsprechenden Bitte nachgekommen wird:

Bitte, geh also zum Arzt und laß Dich behandeln und schon Dich und weine nicht, sondern sei tapfer und ruhig (GW, 8.10.1942);

Mein liebster Junge, mache Dir nur keine Sorgen um mich, morgen gehe ich artig zum Arzt [...] Ich bin auch ganz tapfer und weine nicht mehr (JW, 10.10.1942).

Joy Weisenborn charakterisiert ihr Verhalten als *artig* und evoziert damit – schelmisch oder nicht – eine Eltern-Kind-Kommunikation, da *artig* ein Kindern zugewiesenes Attribut für folgsames Verhalten ist. Bitten und insgesamt direktive Sprachhandlungen werden durch Partikel wie *bitte* oder auf Zustimmung zielende Partikel wie *ja* (häufiger auch *nicht wahr, gell*) ausgedrückt. Äußerungen wie *Sei tapfer* oder *Hab Mut* sind als Ermutigung, jedoch auch als Verpflichtung, also deontisch zu verstehen, eine bestimmte Haltung der Inhaftierung bzw. den veränderten Lebensumständen gegenüber einzunehmen. *Tapfer* ist eines der Schlüsselwörter der brieflichen Haftkommunikation: Tapfer zu sein, ist eine Selbstzuschreibung, um das Gegenüber zu beruhigen, die Eigenschaft der Tapferkeit wird zugeschrieben (durch *tapferes Mädchen* u. ä.) oder es wird zur Tapferkeit aufgefordert. Aus den unterschiedlichen Äußerungskontexten lässt sich schließen, dass *tapfer* eher in solchen Lesarten wie ›klaglos‹ und ›tüchtig‹, seltener in solchen wie ›unerschrocken, mutig‹ vorliegt.

Das wechselseitige Reagieren auf die Sorgen des Anderen ist mit dem Selbstverständnis der Beziehungspartner/innen und mit einer Paaridentität/-geschichte eng verwoben. Die Sorge um die allein bleibende Frau, an deren Situation man eine Mitschuld fühlt, berührt Geschlechterkonzeptionen und damit verbundene soziale Rollen. Hans von Dohnanyi quält die Sorge, nicht mehr für die Familie planen zu können, keine Verantwortung mehr übernehmen zu können und so seiner Familie nicht mehr gerecht werden zu können:

Keinen Mann, wenn er so ist, wie ich ihn mir vorstelle und wie er sein muss, kann man das Gefühl der Verantwortung für die geliebte Frau nehmen (27.4.1943).

Zum Selbstverständnis des Ehepaars Moltke gehört es allerdings, dass Freya nach dem Tod ihres Mannes autonom handeln kann und wird und sich Helmuth von der Rolle des *treusorgenden Gatten und Vaters*, die er ironisiert, entfernt hat. Seine Ehefrau bringt parallel zum Ausdruck, dass er von der Sorge um sie entlastet sei, da sie es schon *fertig bringen* würde:

Um unser, der Söhnchen und mein Leben, machst Du Dir ja keine Sorgen. Ich fürchte mich gar nicht. Das werden wir schon fertig bringen, mit und ohne Kreisau, mit und ohne Geld, mit und ohne Kommunismus. Die Söhnchen werden schon richtig werden (FM, 29.9.1944);

Ich hätte auch sonst viel mehr Sorge um Dich, mein Herz. Wo ist dieser erste und natürlichste Gedanke eines treusorgenden Gatten und Vaters, um im Stil einer Traueranzeige zu sprechen? Er ist einfach nicht da, sondern statt dessen ist mir jeder Gedanke an Euch drei eine Stütze und Kräftigung (HM, 30.9.1944).

Eine ebenfalls zentrale Sprachhandlung ist das Danken. Das Aussprechen von Dank für das kontinuierliche Schreiben und für die Unterstützung in der Haftzeit erfolgt von den Inhaftierten fortwährend. Das Danken spielt jedoch auch bei der Handlung des Bilanzierens eine zentrale Rolle und findet sich gerade in Briefen, die als potentielle Abschiedsbriefe gemeint sind und die sich in den monatelang hinstreckenden Briefwechseln wiederholt finden:

Ich bin dabei kein geistiger Mensch, sondern wachse wie eine Pflanze auf dieser Welt. Dies ist viel mehr mein Klima als Deins, aber Du musst sorgen, dass ich nicht zu sehr eine Pflanze bleibe, und dafür hast Du, glaube ich, schon gesorgt! (FM, 29.9.1944) – Antwort: *Wenn Du sagst, Du seist wie eine Pflanze, dann muss ich mich in Demut vor der Pflanze neigen, die dann, wenn es drauf ankam, noch nie gefehlt hat oder geirrt hat* (HM, 1.10.1944);

Wie hast Du mir schon geholfen. Was wäre aus mir geworden, wenn Du nicht gekommen wärst. Aber viel Aufräumarbeit hast Du an mir gehabt, und nun werden wir erleben, ob unsere Felder zusammen grün werden – oder getrennt. Aber grün werden sie, meins auch! [...] Darum darfst Du nicht mit Sorgen an mich denken (BG, 10.1.1945).

Die Metapher der wachsenden Pflanze, in diesem Fall Freya von Moltke, gegenüber dem geistigen Menschen, in diesem Fall dem Ehemann, zeigt kulturell tradierte Geschlechtercharaktere der ›kreatürlichen‹, fühlenden Frau und dem geistigen Mann.³¹ Die Selbstcharakterisierung evoziert Charaktereigenschaften, die auf der einen Seite als negativ betrachtet (*puselig*, sich verzettelnd, sich an jeweils aktuellen Bedürfnissen ausrichtend), aber auch positiv als *weltzugewandt* und *erdverbunden* bezeichnet werden.

31 s. auch den Beitrag ›Geschlechter‹ in Teil 1.

4.3.3 Charakterisieren und Schildern

Wie bisher herausgearbeitet ist, werden die brieflichen Korrespondenzen von der kontinuierlichen Herstellung einer gemeinsamen Paar-/Familienidentität geleitet. Diese erfolgt einerseits durch aufeinander Bezug nehmende (relationale), reziproke und nicht statische Kategorisierungen, andererseits durch die zuletzt beleuchteten Handlungssequenzen. Das Schreiben angesichts eines nahe gerückten Todes führt dazu, sich selbst zu charakterisieren. Dies kann andeutungshalber geschehen und auf eine gemeinsame Beziehungsgeschichte hindeuten. Eine retrospektive Komponente wird auch dann besonders deutlich, wenn ein vergangenes erzähltes Wir hergestellt wird.

In nahezu allen Briefen findet sich Angedeutetes, das sich auf die intime Kenntnis der jeweils anderen Person bezieht. Das kann sich auf die Liebe und die gemeinsame ›Beziehungsarbeit‹ eines Paares im weiteren Sinne beziehen, aber besonders auch auf Charakter- und Handlungseigenschaften, die nicht Teil der öffentlichen Selbstdarstellung sind (*Du machst Dir über mich keine Illusionen*). Zentraler Marker sind die sich um das Verb *wissen* gruppierenden Konstruktionen mit *Du weißt (es) ja/schon* bzw. *Das weißt Du ja/schon*:

Ich habe hier bei P. in Frieden, unter Glück, Dankbarkeit und Tränen diesen Brief geschrieben, keinen bösen, sondern nur guten Tränen, mein Herz. Die gehören nun einmal zu mir. Oft und schön habe ich sie bei Dir rollen lassen, Du weißt ja, wie das bei mir geht! (FM, 29.9.1944);

Bitte, sieh zu, dass wir uns wieder sehen können. Siehst Du, ein so unselbständiger, wankelmütiger Mensch bin ich. Das weißt Du ja. Ich glaube, Du machst Dir über mich keine Illusionen (HD, 20.4.1943);

Es kommt ja auch nicht auf viele Worte an, Du weißt es schon bei uns beiden, meine ich (BG, 12.1.1945).

In der Paarkommunikation nehmen Formulierungsmuster wie *Weißt Du noch, Erinnerst Du Dich, ich erinnere mich* einen größeren Stellenwert ein. Die Schreibenden erinnern sich an die Hochzeit, Reisen und Erlebnisse mit ihren Kindern. Neben Reisen sind es vor allem gemeinsame Rituale, die in Erinnerung gerufen werden und die vermutlich beiden Briefpartnern präsent sind, weil sie die Beziehung definieren. Die nicht mehr existenten gemeinsamen Rituale, oft für die freie Zeit, werden den Gefangenen durch den Rhythmus des Schreibens, häufig am Wochenende, präsent. Charakteristisch sind kurze schildernde Passagen:

Weißt Du noch, unsere herrlichen Sonntagmorgen? Einer baute ein grandioses Frühstück zusammen, mit Bratkartoffeln, Kaffee usw., einer machte ein herrliches Bad. Und dazu im ›Schatzkästlein‹ Beethoven. Und alles war sauber und festlich und schön. Und dann smokte ›der Alte‹ seine Piep, und wir spielten Schach, weißt Du noch? (GW, 18.11.1942) –

beinahe wortgleich zuvor seine Ehefrau Joy: *Aber gerade diese Tage sind so voll schöner Erinnerungen. Unser Sonntagmorgen, mein Pittchen raucht behaglich seine Pfeife, und ich hantiere oder lese, und im Radio das Schatzkästlein! [...] Weißt Du noch im vorigen Jahr? Wie wir glücklich wie Kinder unsern ersten Weihnachtsbaum schmückten? Und dann die Bescherung!* (JW, 10. 10. 1942);

Und das 2. Frühstück unter dem Apfelbaum im Garten – weißt Du noch? Wir haben's aber auch genossen, es waren doch Friedensmonate – [...] (HD, 17. 4. 1943); Mein erster Gruß ist zu Dir, mein alles Du! Heute saßen wir nun um diese Zeit alle – wahrscheinlich auf der Terrasse – beim Frühstück; beim Sonntagsfrühstück, das Du so wundervoll zurechtmachen konntest. Und dann wären wir Arm in Arm durch den Garten gegangen, [...] Vielleicht hätten wir dann gesungen, Musik gehört und dann wäre ein langer Spaziergang gekommen mit unseren Dreien – bei diesem Wetter! (HD, 23. 4. 1943).

Ein wichtiges Kennzeichnen des Privatbriefs ist die »Selbstäußerung« (Nikisch 1990: 13):

Zu den Registern des Über-sich-selbst-Redens zählt ganz sicher das (im weitesten Sinne autobiographische) Erzählen, das als menschliche Universalie nicht nur, aber auch überall dort präsent ist, wo Selbstäußerung oder *Self-writing* geschieht (Strobel 2020: 302).

Es handelt sich jedoch nicht um faktuale Erzählungen mit einem spezifischen ›Plot‹, sondern es werden vorgängige Beziehungsrituale sowohl in ihrem spezifischen Nebeneinander als auch in ihrer Abfolge vergegenwärtigt und eine intersubjektiv geteilte, vorgängige Beziehungswirklichkeit wiederhergestellt. Es ist aufschlussreich, dass gerade in diesen Passagen ein gemeinsames *Wir* mit ähnlichen sprachlichen Strategien konstituiert wird. Dazu gehört das Zusammenspiel der erinnerungsanregenden idiomatischen Frage *Weißt Du noch* mit einem Erinnerungsgegenstand, der durch *unsere/unser* als ein gemeinsamer Erinnerungsgegenstand ausgewiesen wird. Die Darlegungen beziehen sich nicht nur auf das Zusammenwirken gemeinsamer Handlungen, sondern auch auf angestammte Beziehungsrollen: Mit *der ›Alte‹* wählt GW eine (wahrscheinlich) aus der Beziehungskommunikation resultierende Bezeichnung; mit *smokte* und *Piep*, dem Niederdeutschen zuzurechnende Ausdrücke, wird eine für das Paar spezifische Form der Nähe erzeugt. Es ist unübersehbar, dass die sprachliche Gestaltung dieser Schilderung, einige wesentliche sprachliche Merkmale der schriftsprachlichen, auf Kontakt ausgerichteten Nähekommunikation (vgl. Schuster 2012) aufweisen: Es dominiert ein Satzbau, der die Außenfelder des Satzbaus, das Vor-Vorfeld (rhetorisch: Prolepsen, *Unser Sonntagmorgen, mein Pittchen raucht ...*), das Nachfeld und Nach-Nachfeld in Form von Ausklammerungen und Nachträgen, z. T. durch Kommata syntaktisch separiert, nutzt. Auch der Erinnerungsgegenstand wird syntaktisch ausgegliedert. Zu den typischen Kennzeichen gehören zudem das satzinitiale *Und* sowie die vom Matrixsatz getrenn-

ten VL-Sätze (*Wie wir glücklich wie Kinder unsern ersten Weihnachtsbaum schmückten?*).

4.3.4 Zum sprachlichen Umgang mit Angst, Trauer und Reue

Für die Beziehungen war die Inhaftierung eine Belastungsprobe, jedoch findet sich kaum der sprachliche Ausdruck von Angst, Verzweiflung oder Traurigkeit.³² Die Bezeichnung von Tränen als Tränen bei Freya von Moltke geschieht durch die paaridiomatische Formulierung *Herren von Verona*.³³ Angst nicht zu zeigen, sich furchtlos darzustellen, scheint zunächst eine Frage des (männlichen) Anstands, bürgerlicher Tugend und menschlicher Größe zu sein. Angesichts der Haftsituation und angesichts des nahenden Todes überwiegen die Bekundungen der Inhaftierten *ruhig, gefasst, furchtlos, gesichert, klar* oder sogar *heiter* zu sein bzw. sich zu fühlen. Dazu in der Lage zu sein, also Haltung zu bewahren, ist wesentlich für Selbst- und Fremdpositionierungen, vgl. dazu die folgenden Belege:

Und mit einer Ausnahme – nämlich des Kaplans Wehrle, der in der Lehrter auf 218 lag und der einmal zusammen mit mir zur Vernehmung geführt und kurz darauf offenbar verurteilt wurde und 2 Nächte lang weinte – habe ich nur Bilder männlicher Tapferkeit und hoher Fassung und vornehmster Haltung gesehen (EG, 24. 1. 1945);

Ich fragte H. kürzlich nach Adam, weil er, der ungemein Sensible es gewiß besonders schwer gehabt hat. Aber H. fragte bloß: Zweifelnd Sie, daß er gestorben ist, wie wir zu sterben hoffen? Ich konnte nur nein sagen. Und glaub es auch (EG, 25. 1. 1945).

Die Mitgefangenen von Gerstenmaier, darunter Moltke, werden von ihm retrospektiv nicht nur als tapfere Menschen gesehen, sondern verkörpern nahezu idealtypische Leitfiguren (*Bilder männlicher Tapferkeit*), er selbst wertet sich durch seine eigene Bekanntschaft mit ihnen auf. Dass jemand geweint hat und dies offensichtlich hörbar und öffentlich getan hat, dient zur parallelen Abwertung der namentlich benannten Person. Die Adam von Trott zu Solz, einem weiteren Teilnehmer der Kreisauer Besprechungen, zugeschriebene Sensibilität wird als ein potentielles Hindernis für ein aufrechtes und tapferes Sterben gewertet, was aber von Moltke, wie aus dem Referat der Dialogsequenz ersichtlich, zurückgewiesen wird. Aufschlussreich zum Verständnis dieser Haltung sind die Briefe von Bonhoeffer, aus denen eine auf Angst bezogene narrative Episode und eine auf Angst bezogene rasonierende Passage herausgegriffen werden sollen:

³² s. den Beitrag ›Gefühle äußern‹ in Teil 1.

³³ *Die lieben guten Freunde sahen mir schon von weitem an, dass ich nicht im Gleichgewicht war. Es muss wohl leicht zu merken sein, Du hättest es ja auch sofort gesehen, und so behielten sie mich in diesem herrlichen Hafens, und ich ließ allen Herren aus Verona freien Lauf. Das war sehr wohltuend [...]* (FM, 12. 11. 1944).

Meinen täglichen Spaziergang mache ich seit einiger Zeit mit einem Gauredner, Kreisleiter, Regierungsdirektor, ehemaliges Mitglied der D.C.-Kirchenregierung in Braunschweig, z. Zt. Standortführer der Partei in Warschau. Er ist hier total zusammengeklappt und schließt sich mit einer geradezu kindlichen Anhänglichkeit an mich an, holt sich in jeder Kleinigkeit Rat, erzählt mir, wann er geweint hat etc. Nachdem ich einige Wochen sehr kühl war, verschaffe ich ihm jetzt einige Erleichterungen [...] Kurz, es gibt die seltsamsten Situationen; wenn ich dir nur erst einmal richtig erzählen könnte (DB, 29. 11. 1943, 2. Advent);

Der Propagandaredner, mit dem ich täglich spazieregehe, wächst sich allmählich geradezu zu einer schwer erträglichen Klette aus. Während im ganzen die Leute hier doch versuchen, Haltung zu bewahren, auch in sehr schweren Fällen, ist er total zusammengeklappt und macht eine wirklich traurige Figur. Ich bin so nett wie möglich zu ihm und rede zu ihm wie zu einem Kind. Es ist manchmal schon fast komisch (DB, 4. Advent 1943).

Der ›Spaziergang‹ bezieht sich auf den täglichen, halbstündigen Ausgang der Inhaftierten. Bonhoeffer kategorisiert seinen unfreiwilligen Begleiter, ohne seinen Namen zu nennen, zunächst durch die Auflistung der von ihm ausgeführten Ämter und ordnet ihn somit dem NS-Apparat zu. Die Verhaltensweisen des Mannes schließen ihn aus der größeren Gruppe der Inhaftierten aus, die *Haltung zu bewahren* versuchen und zu denen sich Bonhoeffer zurechnet, indem er die Interaktion mit dem »Propagandaredner« als *seltsam* und *komisch* bezeichnet. Zum Bewahren von Haltung gehört offensichtlich selbständiges Agieren und distanziertes Verhalten, das der Person, die *total zusammengeklappt* (ein für Bonhoeffer überraschend umgangssprachlicher Ausdruck) ist, nicht mehr möglich ist, jenen sogar kindisch oder zu einem Kind macht. Das Verhalten des Mannes wird als unangemessen und geradezu unnormal dargestellt. Bezogen auf die hier betrachtete Briefkommunikation bedeutet dies, dass nicht nur das wechselseitige Zuschreiben von Eigenschaften durch die Kommunikationspartner/innen, sondern auch Fremdpositionierungen das Image des Schreibenden unterstützen. Gefühlskontrolle, Selbstbeherrschung und situationsmächtiges Handeln werden als Voraussetzungen dargestellt, um den Haftbedingungen trotzen zu können. Dass negative Emotionen nur sparsam dargestellt werden, entspricht sicher einer generationellen Prägung, einer bürgerlichen Erziehung und religiös motivierten Weltdeutung. Für Bonhoeffer gehört das Reden über und das Zeigen von Angst, das er verstärkt wahrnimmt, zu den nicht angemessenen thematischen Gegenständen der Kommunikation; Angst sei seiner Ansicht nach nur in der Beichte zu besprechen. Angst müsse ebenso wie Sexualität verhüllt werden, von Angst kann also nur schamhaft (pudenda – ›Scham‹) geredet werden, wenngleich sich Bonhoeffer hier auch ungewiss ist:

Ganz offen reden die Leute hier von der Angst, die sie gehabt haben. Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll; denn eigentlich ist die Angst doch auch etwas, dessen sich der

Mensch schämt. Ich habe das Empfinden, man könnte eigentlich nur in der Beichte davon reden. Es kann sonst so leicht etwas Schamloses darin liegen. Deswegen braucht man ja noch lange nicht den Heroischen zu markieren. [...] Ob nicht die Angst zu den »pudenda« gehört, die verborgen werden sollten? (27.11.1943; auch: 29.11.1943).

Allerdings ist das Schreiben über Angst und Verzweiflung angesichts der Situation, in der sich die Inhaftierten befinden, nicht zu vermeiden und die bisher dargelegten Fälle beziehen sich auf Verhaltensweisen im weitesten Sinne im öffentlichen Raum. Die Angst vor dem Sterben und die Angst (die von Moltke wiederholt thematisierte *animalische Angst vor dem Sterben*), am Tage der Verhandlung Freisler nicht widerstehen zu können oder die Verzweiflung darüber, nicht zu wissen, ob man in den nächsten Tagen noch leben wird, wird als *Anfechtung*, als *Hölle* und als *graue Welle* (HM in vielen Belegen) erlebt und es werden damit v.a. religiöse Deutungsmuster herangezogen. Es ist vor dem Hintergrund der bisherigen Darlegung der stark auf Dialog und Zustimmung zielenden Beziehungskonzeption aufschlussreich, dass Freya in einem charakteristischen Antwortbrief (12.10.1944) auf die Formulierungen von Anfechtungen gleich zweifach auf den seelsorgerischen Beistand von Harald Poelchau und auch auf das existenzielle Alleinsein verweist. Der nachfolgende Rat: *Bleib ruhig und sicher! Das ist der Teufel, der Dich plagt! Schmeiß ihn heraus. P. wird Dir dabei helfen!* delegiert Verantwortung an einen professionellen Beistand. Aufschlussreich ist auch die berichtende Passage von Gerstenmaier, in der er die Verarbeitung des Todes seines Freundes Helmuth thematisiert: Sein Tod habe ihn *mitgenommen* und:

Ich habe mit Poe. [Poelchau – B-M.Sch.] ein langes Gespräch gehabt, zu dem ich mich gezwungen habe, weil Gott ja haben will, daß wir nicht stehen bleiben, sondern tapfer weiterfliegen (EG, 24.1.1945).

Um Ängste und Verzweiflung angesichts des nahenden Todes auszudrücken, werden (biblische) Metaphern (*Fels, geborsten, Panzer*) oder auch Fremdwörter verwendet. Das Mitteilen von *acedia* (ein älterer Ausdruck für Depression) und *tristitia* ist überhaupt nur allerengsten Beziehungspartnern vorbehalten:

Ich muß gestehen, daß mir das keine ganz kleine Welle – im Sinne von Matth. 14 ist. Und ich hatte schon einiges zu tun, bis ich damit fertig wurde. Aber verschlingen konnte sie mich nicht (EG, 11.11.1945);

Du siehst, Dein stolzer Fels³⁴ ist mal wieder geborsten und hat wieder einige Zeit in der Hölle zugebracht. Eines ist sicher, wenn ich noch Monate in dieser Lage bliebe, dann würde ich die Hölle besser kennen als Kreisau (HM, 14.11.1944);

34 Die Fels-Metaphorik wird von Helmuth J. von Moltke sehr häufig gewählt, um positive und negative Gefühlszustände zu bezeichnen: *Ich wollte Dir nur erzählen, dass meine Seelenlage*

Mir hat Gott keinen Panzer um mein Herz gegeben – vielleicht ist das mein Hauptfehler (HD, 27. 4. 1943);

Du bist der einzige Mensch, der weiß, daß die ›acedia‹ – ›tristitia‹ mit ihren bedrohlichen Folgen mir oft nachgestellt hat, und hast Dir vielleicht – so fürchtete ich damals – in dieser Hinsicht Sorgen um mich gemacht. Aber ich habe von Anfang an gesagt, daß ich weder den Menschen noch dem Teufel diesen Gefallen tun werde; das Geschäft sollen sie selbst besorgen, wenn sie wollen (DB, 18.11.43).

Die Bibel, religiöse Lieder, Taufsprüche, Grabinschriften und Gebete sind von großer, vielleicht allergrößter Wichtigkeit, um Tröstung und Erbauung in der Haft zu finden.³⁵ So lasen Moltke und Gerstenmaier in der Woche um den Volksgerichtshoftermin am 10/11. 1. 1944 die gleichen Bibelstellen (etwa morgens Markus 11, 20–26, 2. Chron. 32, 7,8, 20–22, Ps. 23, 31, Haggai 2,9, 118, Jes. 12, Josua 2, Joh. 17 – HM, 6. 1. 1945). Wenn man sich vor Augen führt, dass es in Jes. 12 etwa heißt: *Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht*, so wird deutlich, dass das Thema »Angst« auch vor seinem religiösen Horizont zu lesen ist, ähnlich wie etliche andere Selbstzuschreibungen, etwa auch die – für die heutige Leserin – irritierende *Heiterkeit* und *Freude* (*Jetzt heißt es wie nie zuvor: Sursum corda – die Herzen in die Höhe* – EG, 11. 1. 1945). Eugen und Brigitte Gerstenmaier führen wiederholt das Lied »O Durchbrecher aller Bande« an (BG, 11. 1. 1945); Dohnanyi bekundet öfter, eigentlich nur noch in der Bibel lesen zu wollen und zu können (vgl. HD, 23. 4. 1943). Die Religiosität der Verfasser/innen ist ein wichtiger Aspekt der Konstitution des Selbst überhaupt und insbesondere auch der Konstitution des widerständigen Selbst. Die religiöse Weltdeutung bzw. die Indienstnahme des religiösen Diskurses sind ein (selbstverständliches) Hilfsmittel, um den Nationalsozialismus als feindlich und gottlos zu deuten und Erklärungen für den Nationalsozialismus zu begründen, Gott strafe das *törichte[n], eitel und oberflächlich und feige gewordene[n] deutsche[n] Volk [...]* mit dem *äußersten Wahnsinn dieses fluchbeladenen Tyrannensystems* (EG, 24. 1. 1945). Nicht vor den Zumutungen der Inhaftierung zu kapitulieren, ist auch eine Selbstverpflichtung gegenüber dem Guten. In diesem Sinne lassen sich charakteristische Adjektive (*sicher, heiter*) und Substantive (*Haltung*) als deontisch interpretieren. Für eine Ideengeschichte des Widerstands ist wichtig, dass christlicher Glaube und nicht-konservatives Gedankengut eine enge Allianz eingehen können. Denn Moltke dankt Gott auch am Ende seines Lebens für Folgendes:

da ist, wo ich sie am liebsten habe: ganz tief unten, aber dort auf Felsuntergrund. Wenn ich sie da nur festhalten könnte, denn das Auf und Ab ist immer anstrengend. (HM, 30./31. 10. 1944).

35 Beim Ehepaar Weisenborn sind es selbst erdachte Lieder und Klassiker wie Goethe, Schiller oder Kleist (vgl. JW, 1. 11. 1942).

Dann hat er in mich jenen sozialistischen Zug gepflanzt, der mich als Großgrundbesitzer von allem Verdacht der Interessensvertretung befreit (HM, 11.1.1945).

Freya von Moltke erklärt dies 1989 in einem Interview mit Marion Dönhoff folgendermaßen:

All die Gefahren, die damals zu bestehen waren, konnte man eigentlich nur mit einem sehr starken Fundament, wie es das Christentum ist, oder auch der Kommunismus war, ertragen. Der liberale Humanismus reichte dafür nicht aus. (Freya von Moltke, Interview mit Marion Dönhoff, Die Zeit 4/1989).

Die skizzierte Haltung ist jedoch nicht für alle Haftbriefe charakteristisch. Flankierend dazu soll ein Haftbrief von Liane Berkowitz vom 28.2.1943 an ihre Mutter herangezogen werden, die unter Haftbedingungen ihre einzige Briefpartnerin ist.

Meine liebe gute Mamotschka!

28.II.43

Wie man Dir inzwischen hoffentlich schon mitgeteilt hat, besteht in meiner Sache noch etwas Hoffnung. Da ich mich um des Kindes willen nicht mehr so furchtbar aufregen will, gebe ich mir die größte Mühe, an diese Hoffnung zu glauben. Für Remus wird wohl nichts mehr zu machen sein. Ich hoffe, daß seine Eltern ein Gnadengesuch für ihn eingereicht haben, aber es wird wohl nichts nützen.

Mamico, Liebste, ist das nicht Ironie des Schicksals, daß er aus Rußland zurückgekommen ist in einem Moment, wo ich schon nicht mehr daran geglaubt habe, nur um hier in Deutschland eines so entsetzlichen Todes zu sterben. Dabei ist er um meinetwillen ganz verzweifelt und macht sich große Sorgen um unser Kind. Ich selber frage mich Tag und Nacht: Was soll werden, wenn wir sterben und Dir Gott behüte etwas passiert? Es ist nicht auszudenken!

Ich möchte Dich nun dringend bitten, einen Anwalt aufzusuchen und sich zu erkundigen ob Remus (da ich ja selber noch minderjährig bin) berechtigt ist, einen Vormund für das Kind zu ernennen, und ob die finanziellen Ansprüche, die ich an das Vermögen von Henry Berkowitz habe, meinem Kinde zugute kommen können. Ich möchte bis zur Geburt wenigstens über diese Punkte Klarheit haben, da es bis dahin wahrscheinlich noch nicht entschieden sein wird, ob ich begnadigt werde oder nicht. Tue bitte, worum ich Dich bitte und gib mir Nachricht. Ich werde sicher Ende März von hier weg und ins Staatskrankenhaus kommen. Hoffentlich wird man gestatten, dass Du mich dort mal sehen kannst. Es wird notwendig sein, dass Du zur Kartenstelle gehst und Dir einen Schein ausstellen läßt, um für das Kind etwas zum Anziehen zu besorgen. Diese Sachen möchte ich aber noch nicht haben, solange ich noch hier bin, um nicht mit noch mehr Sachen zu belasten. Dagegen hätte ich gerne 2 Nachthemden, aber dünne, sollte es Anfang April noch kalt sein, habe ich ja die rosa Strickjacke. Am besten wird sein, Du kaufst mir welche, denn meine sind, glaube ich, sehr kaputt. Ausserdem werde ich dringend einen kleinen Koffer brauchen.

Es ist wirklich widersinnig, man weiß nicht, ob man am Leben bleibt, trotzdem muß an solche Kleinigkeiten denken. Bitte doch Gerda, mir die Photographie von Remus zu schicken, sie weiß schon, welche.

*Morgen ist schon der 1. März; wenn man mir vor einem Jahr meine jetzige Lage pro-
phezeit hätte, würde ich laut gelacht haben. Erinnerst Du Dich noch an meine Ausflüge
mit Remus vom vorigen Jahr? Wenn man an all das denkt und die Sonne so scheint wie
jetzt, wenn man bedenkt, wie jung wir sind, so kann man nicht an den Tod glauben. Mir
scheint manchmal alles nur wie ein schlechter Traum, aus dem ich jeden Moment
erwachen muß. Leider ist es die rauhe Wirklichkeit.*

*Ich habe früher nie geglaubt, dass das Leben so schwer ist, trotzdem ich mich mit allen
Fasern des Herzens daran klammere.*

*Ich weiß, meine liebe Mamico, dass Du mir vergeben hast, was ich angestellt habe, und
deshalb hoffe ich, dass auch Gott mir vergeben wird, was ich an Dir gesündigt habe und
mich retten wird, und auch Remus.*

*Mamico, meine Gute, sei gesund und wohl. Gräme Dich nicht zu sehr. Du mußt leben und
gesund sein, was immer auch geschieht, denn mein Kind braucht Dich. Basja, Vera, Tante
Eugenie und Ulli meine herzlichsten Grüße, auch Maria Pawlowna. Auch nach War-
schau alles Gute und Liebe. Ich denke oft, wie schön es im Sommer immer in Riesa[??]
war.*

*Tausend Küsse für Dich, meine liebste Mamotschka und denke immer an Deine arme
Lana*

*P.S. Neulich wurde in meiner Nähe ein kleines Kind mit einer weißen Zipfelmütze
vorbeigetragen, weißt Du, so wie ich eine aufhabe auf den Bildern in Deinem Album. Mir
fiel ein, dass mein Kind auch so eine Mütze tragen wird und hatte das Gefühl, dass mein
Herz in Stücke geht. Vera möchte mir Doch bitte einen Band Shaw leihen und vielleicht
hat Tante Eugenie »Väter und Söhne« im Original. Ich würde mich sehr freuen. Apropos
Turgenjew, Du weißt doch: »Glückliche Jahre, fröhliche Tage Wie Frühjahrgewässer sind
sie vorübergerauscht!« So geht es auch mir!!!*

Mamotschka, bete für mich, ich habe solche Angst.

Liane Berkowitz, die von Friedrich Rehmer (*Remus*) ein Kind erwartet, das sie schließlich am 12.4.1943 gebären wird,³⁶ bereut ihre Tat, die Klebezettelaktion zur Propagandaausstellung *Das Sowjetparadies*, und die Auswirkungen, die diese für das Leben ihrer Mutter und ihres erwarteten Kindes hat, sehr. Schon in ihrem zweiten, von ihr überlieferten Brief schreibt sie sich die Eigenschaft zu, *ungehorsam* gewesen zu sein. Ungehorsam zu sein ist eine Eigenschaft, die Kindern oder Schüler/innen zugewiesen wird, die Geboten nicht Folge leisten oder Verbote ignorieren. In der Verabschiedung eines wiederum anderen Briefes: *Ich umarme und küsse Dich tausendmal, meine liebste Beste und bin immer Deine Dich liebende, wenn auch ungehorsam gewesene Lana* (LB, 26.10.1942), wird die eigene Tat als ein Verhalten interpretiert, das sich gegen ihre Mutter gerichtet hat bzw. von ihr nicht gebilligt worden wäre. Ihre politische, auf die nationalsozialistische Öffentlichkeit gerichtete Tat scheint ihr auch als eine *Dummheit* (nicht im Sinne mangelnder Intelligenz, sondern im Sinne eines törichten Verhaltens).

36 Die Tochter Irina Berkowitz kommt schon im Oktober 1943 im Krankenhaus Eberswalde ums Leben, wahrscheinlich ist sie ein Opfer der NS-Krankenhausmorde.

Noch im vorliegenden Brief, in dem sie davon ausgeht, dass ihre Mutter ihr vergeben hat, bezeichnet sie die Tat mit dem Verb *etwas anstellen*, was auf eine unbedachte, nicht auf eine aus wohlüberlegte Überzeugung begangene Tat hinweist, deren Konsequenzen weder sie noch ihre Mitstreiter/innen überblickt zu haben scheinen; noch hofft sie, dass auch Gott ihr vergeben möge, denn sie begreift sich selbst als sündig (*was ich an Dir gesündigt habe*) und nicht wie die Mitglieder des Kreisauer Kreises als Streiterin für eine höhere, göttliche Macht. Dass sich ihr Selbstbild und ihr Seelenzustand vom Imageaufbau der bisher thematisierten Widerstandskämpfer/innen unterscheidet, wird auch durch die Äußerungen *bete für mich, ich habe solche Angst, das Gefühl, dass mein Herz in Stücke geht* ebenso wie durch die Charakterisierung ihres Partners als *verzweifelt* und sich große Sorgen machend deutlich. Sie lässt ihre Mutter an ihren Gedanken bzgl. Selbstbefragungen (mit der idiomatischen Frage *Was soll werden*) bezüglich ihres drohenden Todes, direkt als *sterben* benannt, teilhaben.

Bereuen bedeutet zu wünschen, dass etwas Getanes oder Unterlassenes besser nicht stattgefunden hätte, was – im Falle von Liane Berkowitz – sowohl die Tat als auch ihre Folgen betrifft. Bereuen ist eng mit dem Gefühl des Betrübtheits oder der Traurigkeit verbunden (was an der althochdeutschen Wurzel des Verbs *bi(h)riuwēn* ›betrübt sein‹ schon deutlich wird). Die Tat auf etwas wie *Leichtsinn* und *Dummheit* zurückzuführen, enthebt die Ausführende der vollen Verantwortung für die Tat und erklärt diese mit ihrem noch jungen Alter (ob die Verfasserin tatsächlich bereut, meint, töricht gehandelt zu haben, muss hier offenbleiben). Das Bedauern korrespondiert häufig mit dem Zurückversetzen an einen Zeitpunkt, an dem die Tat (Handlung) noch verhindert werden kann. Dazu werden kontrafaktische Konditionalgefüge genutzt, etwa: *wenn man mir vor einem Jahr meine jetzige Lage prophezeit hätte, würde ich laut gelacht haben*, was ebenfalls die Unbedachtheit ihres Tuns ausdrückt. Die den Indikativ nutzenden, nachfolgenden Konditionalgefüge formulieren eine generalisierend zu verstehende Hypothese: ›Wenn man jung ist, kann man nicht an den Tod glauben‹, weshalb ihr das gegenwärtige Erleben als ein *schlechter Traum* erscheint, der leider, ein Ausdruck des Bedauerns, *rauhe Wirklichkeit* ist. Der Ist-Zustand, also auch die aus anderen Gründen erfolgte Verhaftung von Friedrich Rehmer wird mit dem Phrasem *Ironie des Schicksals* bezeichnet, also ein Gegenteil des eigentlich Erwarteten: Der verletzt aus dem Rußlandfeldzug heimgekehrte Rehmer kann nicht gesunden, leben, sondern wird *eines so entsetzlichen Todes* sterben. Ebenso wie das Phrasem wird die Frage nach anderen Gegenständen und Kleidung, die zu den Grundvoraussetzungen des Überlebens zählen, vor dem Hintergrund des gleichzeitig drohenden Todes als *widersinnig* bezeichnet. Auch aus ihrem Brief geht die Wichtigkeit von Lektüre (Shaw, Tolstoi) und mit der Identifikation mit Zitaten, die ihre Welt-/Selbstdeutung unterstützen, hervor: *Du weißt doch: »Glückliche Jahre, fröhliche Tage Wie Frühjahrgewässer sind sie*

vorübergerauscht!« *So geht es auch mir!!!* Mit dem Bedauern über ihre Verhaftung geht die Konstruktion einer ehemals als anders, als beglückend und hoffnungsfroh erlebten Vergangenheit einher; die Verhaftung wird als biografischer Bruch erlebt. Die epistemische Selbstpositionierung (*früher nie daran geglaubt*), verbunden mit einer konzessiven Konstruktion (*trotzdem* i. S. v. ›obwohl‹), zeigen einen Widerspruch zwischen der Schwere des Lebens und dem Wunsch, es zu erhalten, auf. Anders als diejenigen, die sich lange mit den Möglichkeiten der Opposition gegen den Nationalsozialismus auseinandergesetzt und schließlich gehandelt haben, hadert sie offensichtlich mit dem Sinn ihrer Inhaftierung und ihres drohenden Todes. An der exemplarischen Analyse des Briefes zeigt sich deutlich, dass die konkrete Ausgestaltung eines Briefes nicht nur auf die Haftbedingungen und auf den übergeordneten Zweck der Briefkommunikation, Aufrechterhaltung von Beziehung, zurückgeführt werden kann, sondern dass er wesentlich auch davon beeinflusst ist, wie die Tat gegenüber anderen bewertet wird. Das Bereuen der Tat und die Konzeptualisierung der Haft als biographischer Bruch prägen den Briefwechsel und begründen sprachliche Strategien.

4.4 Sich zum Nationalsozialismus positionieren am Beispiel Heinrich James von Moltke

Die inoffiziellen Briefe enthalten immer auch einen Teil, in dem sich die Inhaftierten mit ihrer Verhaftung, den Vernehmungen und vorstehenden Verhandlungstagen und ihren Verteidigungslinien auseinandersetzen. Es stehen das eigene Überleben sichernde Überlegungen im Zentrum, nicht jedoch eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Diese findet sich in den privaten Tagebüchern und Briefwechseln vor der Verhaftung. Dennoch lässt sich aus den Briefwechseln viel über die eigene Einschätzung der eigenen Rolle im Widerstand, das Verhältnis von Widerstandszirkeln und besonders auch über Vertreter des NS-Apparates (v. a. über Roland Freisler und Manfred Roeder) erfahren. Aufgrund der sehr umfangreichen Korrespondenz steht hier die Perspektive von Helmuth J. von Moltke und damit auch sein Beziehungsnetzwerk im Vordergrund. Moltke ist unzufrieden damit, mit dem 20. Juli 1944 bzw. mit dem Goerdeler-Beck-Kreis identifiziert zu werden und vom NS-Apparat als deren Vordenker betrachtet zu werden. Der Haftbefehl vom 11. 10. 1944 lautet, dass Moltke es mit Anderen unternommen habe, »die nationalsozialistische Regierung nötigenfalls mit einer gegen den Führer gerichteten Gewalttat zu stürzen, um sich selbst oder ihre Gesinnungsgenossen in den Besitz der Macht zu bringen« (Moltke/Moltke 2011: 548), was, wie Moltke wiederholt bekundet, nicht seine Motive und Prinzipien wiedergeben würde, die immer auf Gewaltverzicht beruht hätten. Auf Freyas Urteil: *Du stirbst für etwas, für das es*

sich zu sterben lohnt (29.9.1944) antwortet er: *Nun ginge ich eben lieber in den Tod, wenn es formal für meine eigenen Gedanken wäre* (HM, 1.10.1944). So schreibt er in einem frühen, zu diesem Zeitpunkt verfrühten Abschiedsbrief an seine Söhne:

Die Sache, wegen derer ich umgebracht werde, wird in die Geschichte eingehen und kein Mensch weiß, wie. Euch will ich aber folgendes sagen: ich habe mein ganzes Leben lang, schon in der Schule, gegen einen Geist der Enge und der Gewalt, der Überheblichkeit und der mangelnden Ehrfurcht vor Anderen, der Intoleranz und des Absoluten, erbarungslos Konsequenzen angekämpft, der in den Deutschen steckt und der seinen Ausdruck in dem nationalsozialistischen Staat gefunden hat. [...] Insofern werde ich vom nationalsozialistischen Standpunkt zu Recht umgebracht. Ich habe aber nie Gewaltakte wie den des 20. Juli gewollt oder gefördert, sondern ihre Vorbereitung im Gegenteil bekämpft [...] Ihr sollt aber nur wissen, dass ich nicht in einen Topf mit den Männern vom 20. Juli gehöre (HM, 11.10.1944).

In diesem Brief stellt er sich als überzeugten und langjährigen Kämpfer (*mein ganzes Leben, schon in der Schule, angekämpft*) dar, schreibt den Deutschen Eigenschaften wie *Geist der Enge und Intoleranz* zu und positioniert sich gegen nicht spezifizierte Bevölkerungsteile und den nationalsozialistischen Staat, die er in einer engen Verbindung zueinander sieht. Da er *nie* Gewaltakte befürwortet habe, wird auch eine weitere Gruppe abgelehnt und Nichtzugehörigkeit zu dieser bekundet (*nicht in einen Topf mit den Männern vom 20. Juli gehöre*). Ferner beauftragt er Freya, auf Gut Kreisau verbreiten zu lassen, dass er nicht zum 20. Juli gehören würde (vgl. HM, 30.9.1944). Er zeigt Enttäuschung darüber, dass er über das Engagement von Peter Yorck von Wartenburg im Netzwerk des 20. Juli (Moltke war zuvor längere Zeit im KZ Ravensbrück inhaftiert) in die Fallstricke der Justiz geraten ist. Bei der Konzeption seiner Verteidigungslinien führt er aus:

Da sehe ich nur 2 schmale Linien: a. die subjektive, das eben feststeht, dass ich all das nicht wollte und dass ich letzten Ende von Peter während meiner Haft enttäuscht worden bin und nicht für Peter's Schuld haften will; b. die objektive, dass ich eben meiner ganzen Haltung und Vergangenheit nach kein Reaktionär bin und wirklich innerlich nicht zu den Leuten des 20.7. gehöre (HM, 30.9.1944).

Die Positionierungen, die Moltke vornimmt, die Selbstkategorisierung als *kein Reaktionär*, wohingegen die anderen welche seien, zu denen er *innerlich nicht gehöre*, und das Pochen auf *meiner ganzen Haltung und Vergangenheit nach* sind insofern nicht verwunderlich, weil sie das fortsetzen, was schon bei vorgängigen Treffen mit Ulrich Hassell und Carl Friedrich Goerdeler zum Ausdruck kommt, die vehemente Ablehnung ihrer Pläne und ihrer Gesinnung. Goerdeler wird durch entsprechende Genitivattribute nicht nur als Fixpunkt identifiziert, insofern von anderen Vertretern des 20. Juli kaum die Rede ist, sondern er positio-

niert sich durch bewertende Ausdrücke zur *Goerdeler'schen Unternehmung* (30.9.1944) und zu den *Goerdeler'schen Machenschaften* (1.10.1944). Er wäre nie in *das Schlepptau der alten Politiker* (18.10.1944, häufiger *ältere Herren*) geraten, wobei hier *alt* im Sinne von ›konservativ‹, jedoch auch im Sinne ›einer anderen Generation zugehörig‹ zu verstehen ist und bekennt, diese vom ersten Augenblick *verabscheut und bekämpft* (18.10.1944) zu haben; auch Freya ironisiert diese (*Fritzi und den Großen* – 2.1.1945). Nach der Verhandlung am VGH, in dem Freisler äußert, dass der wahre Motor des 20. Juli im *Moltke-Kreis* gesteckt hätte (10.1.1945, nach der Wiedergabe Moltkes) ist es ihm wichtig, trotz Todesurteil zu betonen: *Wir sind nach dieser Verhandlung aus dem Goerdeler-Mist raus, [...] wir werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben* (10.1.1944). Retrospektiv rechnet er es dem göttlichen Geschick zu, dass er auch nach der Verurteilung *frei von jedem Zusammenhang mit der Gewaltanwendung bin und bleibe* (10.1.1945) und Freya bestätigt: *ja ich bin glücklich, dass Du richtig und nicht für Goerdeler stirbst* (FM, 11./12.1.1945).

Das Wissen, von Freisler (häufige pejorative Verwendung *Herr Freisler*), dem Präsidenten des Volksgerichtshofes ab 1942, verurteilt zu werden, prägen die vier Monate seiner Haftzeit in Tegel; wird der Nationalsozialismus resp. der NS-Apparat kritisiert, dann erfolgt dies ausschließlich über zentrale Repräsentanten, mit denen sich die Angeklagten unmittelbar konfrontiert sahen. Die Person Freislers wird aus seiner Perspektive und aus der Perspektive Dritter, die seine Frau trifft, beschrieben. Durch die Monate zieht sich eine Prädizierung, die des *Anbrüllens*.³⁷ *Anbrüllen* ist als ein indexikalischer Ausdruck für Freisler zu sehen.³⁸ Das *Anbrüllen* wird als eine der institutionellen Kommunikation nicht angemessene sprachliche Entgleisung betrachtet, die die Legitimität des rechtlichen Verfahrens in Frage stellt: *Anbrüllen* wird gleichsam zum Symbol für die, von dieser Justiz zu erwartenden Demütigungen des Angeklagten. In den Briefen wird die Person Freislers aus unterschiedlichen Perspektiven konstituiert, u. a. durch die indirekte Rede-Wiedergabe Dritter.³⁹ Der Rechtsanwalt Dix gibt Freya von Moltke zu verstehen: *Einen Angeklagten, der nicht geistig auf der Höhe sei, zermalme er wie eine Boa Constrictor ihr Opfer. Eine Verhandlung unter Freisler könnte unter Umständen atemraubend faszinierend sein.* (FM, 11.10.1944), sie selbst äußert sich nach Abtippen einer Rede von Freisler, dass der Inhalt *wirr* und

37 Vgl. *nichts von Dir höre und schließlich angebrüllt, geköpft und gehängt werde* (30.9.1944), *und ich denke, dass es mir vielleicht doch hilft, das Angebrülltwerden mit Gleichmut zu ertragen* (6.10.1944) und *ich diese Mitteilung nur 3 Tage nach Freislers Angebrülle erfuhr* (16.1.1945).

38 s. auch den Beitrag ›Verhör-, Geständnis- und Verteidigungspraktiken‹ in Teil 1.

39 So von Rudolf Dix, einem wichtigen Rechtsberater der Familie Moltke, von Wolfgang Hercher, dem Pflichtverteidiger Moltkes, von Carl Viggo von Moltke, Landesgerichtspräsident und ebenfalls wichtigen Berater in Rechtsfragen.

diabolisch sei (FM, 26. 10. 1944), dass Freisler ›*begabt, genial, sehr feinfühlig, aber nicht klug*‹ [sei], war H's [Herchers] *zusammenfassendes Urteil*. (FM, 6. 1. 1945). Die im Bild der Boa Constrictor nahegelegten Verhaltensweisen – gefährlich, unerbittlich, skrupellos – zusammen mit den anderen Eigenschaften lassen Freisler als das personifizierte Böse erscheinen. Um diesem Bösen zu begegnen, entwickeln die Angeklagten unterschiedliche Strategien, so die letztlich erfolgreiche Strategie von Gerstenmaier, sich dumm zu stellen, die er selbst als *Theater* bezeichnet, nachdem er seine *Maske* wieder abbinden könnte (11. 1. 1945), jener wird entsprechend von Freisler als ein *Schafskopf* (nach eigenem Bericht, Gerstenmaier/Gerstenmaier 1992: 122) bezeichnet.

Nach dem Volksgerichtsprozess befindet sich Moltke *in geradezu gehobener Stimmung* (10. 1. 1945). Dazu trägt v. a. bei, Haltung bewahrt, *F.'s Tempo spielend* mitgemacht zu haben, trotz *Tobsuchtsanfällen* von Freisler, metaphorisch konzeptualisiert als *Orkan*, sogar gelächelt zu haben und Freisler ein ebenbürtiger Gegner gewesen zu sein und geistige Überlegenheit demonstriert zu haben. Schwerer als der Umstand, das widerständige Selbst und die eigenen Werte behauptet zu haben, wiegt die Tatsache, aus Umsturzbestrebungen, Gewaltanwendungen und überhaupt aus praktischen Handlungen herausgehalten worden zu sein, eben aus dem *Goerdeler-Mist*. Für eine andere, nämlich geistige und christliche Haltung verurteilt worden, empfindet er als Kompliment des Gegners:

Und vor den Gedanken dieser drei einsamen Männer [Delp, Gerstenmaier, Moltke – B-M.Sch.] den bloßen Gedanken, hat der N.S. eine solche Angst, dass er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will. Wenn das kein Kompliment ist. – Durch diese Personalzusammenstellung ist dokumentiert, dass nicht Pläne, nicht Vorbereitungen sondern der Geist als solches verfolgt werden soll. Vivat Freisler! (10. 1. 1945).

Besonders wichtig ist ihm der bis zu seiner Hinrichtung immer wieder zitierte Satz Freislers: *Freisler sagte zu mir in einem seiner Tiraden: Nur in einem sind das Christentum und wir gleich: wir fordern den ganzen Menschen!*, da er für ihn demonstriert, dass Freisler seine grundsätzliche Gegnerschaft erkannt habe (so auch bei Gerstenmaier), wenngleich es ihm auch etwas seltsam anmutet, als christlicher Märtyrer verurteilt zu werden. Gleichsam ist erkennbar, dass das Urteil über den Nationalsozialismus schärfer als jemals zuvor ausfällt (*Pack, Bande, Gift*). An Freya von Moltke geht auch der Auftrag, seine Berichte von den Volksgerichtsprozessen, deren Anfertigung und auch deren Besitz sehr gefährlich waren, als *Legende* (i. S. einer religiösen Erzählung) verbreiten zu lassen, deren Erzählung der Jesuitenpater Alfred Delp übernehmen sollte (vgl. 11. 1. 1945). Die Sicherung des geistigen Vermächtnisses *das geistige Erbe von uns Toten* (17. 10. 1945) vertraut er seiner Frau an. Dies betrifft sowohl *das Schicksal unserer langen schriftlichen Unterhaltungen* (2. 1. 1945) als auch die Erhaltung des ge-

meinsamen *Bundes* mit anderen Mitstreiterinnen sowie Auslandskontakte.⁴⁰ Die Bereitschaft von Freya von Moltke, den Tod ihres Mannes, das Kreuz, wie sie selbst sagt, auf sich zu nehmen (FM, 4. 10. 1944), ihren Mann freiwillig (FM, 17.10. 1944) und nicht unfreiwillig als *Kriegerfrau* zu opfern (HM, 17. 10. 1944 in einem Brief an seine Söhne), Lebenskraft und Tapferkeit, qualifizieren sie für dieses Vermächtnis und Auftrag:

Mein Lieber, [...], sieh zu, dass Du den anderen Frauen hilfst. Du und Marion, Ihr müsst auf diesem Gebiet schon etwas leisten [...] Lass sie nicht auseinanderlaufen, sondern versuche es so zu machen, dass sie das Gefühl eines gemeinsamen Haltes und einer gemeinsamen geistigen Erbschaft erhalten (HM, 24.10.1944).

4.5 Fazit

Unabhängig davon, ob es sich um offizielle oder um inoffizielle Haftbriefe handelt, wird mittels Haftbriefen eine Beziehung fortgesetzt. Sie dienen dem ›Gespräch‹ zwischen räumlich getrennten Paaren bzw. vertrauten Menschen. Die Briefe zeigen sprachlich-stilistische Elemente der Nähekommunikation, die für den Privat- und auch Liebesbrief typisch sind. Dazu gehört nicht nur die emphatische, oft liebevolle Anrede der Briefpartner/innen, sondern auch die wechselseitige Bezugnahme auf die Äußerungen des/der jeweils Anderen und die Vielzahl von Fragen, die an diese/n gerichtet werden. Dennoch zeigt das sprachliche Profil der Haftbriefe einige Besonderheiten, die sich nicht umstandslos auf die lange Tradition des Privatbriefes beziehen lassen. Selbstverständlich erschweren die Reglementierung und Verzögerungen des Briefverkehrs die briefliche Korrespondenz und zwingen immer wieder dazu, metakommunikativ darauf Bezug zu nehmen. Ferner ist zum einen auffällig, dass typische Sprachhandlungen wie die Befindensfrage nicht oder anders genutzt werden, zum anderen erkennbar, dass die Briefpartner/innen möglichst versuchen, Zustimmung zu Äußerungen des/der jeweils Anderen zu signalisieren, Sorgen zu nehmen oder dem/der Anderen zu danken. Typisch für die Haftbriefe, die hier als Interimsbriefe bezeichnet werden, weil sie angesichts langer Haftstrafen oder des drohenden Todes verfasst worden sind, ist zudem, dass das Charakterisieren und Schildern vor dem Hintergrund einer Lebensbilanz erscheinen. Dies ist besonders bei Briefen der Fall, von denen die Verfasser/innen annehmen, es könnten ihre letzten Briefe sein. Wie herausgearbeitet worden ist, spielen Trauer, Angst, Verzweiflung und Reue in den Haftbriefen eine untergeordnete Rolle, was im Übrigen auch für die offiziellen Abschiedsbriefe gilt, bei denen sich die

40 Die Freunde des Bruders, Joachim Wolfgang von Moltke, waren Vertreter des norwegischen Widerstandes.

Verfasser/innen zumeist als *ruhig, gefasst* oder *tapfer* bezeichnen (vgl. Schuster 2014: 210f.). Für die Haftbriefe wurde hier die Interpretation angeboten, dass dies aus der religiösen Haltung der Verfasser resultieren könnte, die wiederum eine bestimmte Konzeptualisierung ihrer Widerstandstätigkeit erlaubt. Auch in zumindest einer weiteren Hinsicht zeigt die briefliche Beziehungskommunikation einen Bezug zu soziokulturellen Größen, so in Hinsicht auf die sprachliche Ausformung von Geschlechtercharakteren, wengleich diese während der Haftzeit auch Wandlungen unterliegen. Gerade die inoffiziellen Haftbriefe bieten durch ihren sachlichen und prosaischen Teil, wie er vom Ehepaar Moltke häufiger genannt wird, eine Fülle von Materialien, um anhand der Briefe die Vorbereitung auf die Volksgerichtshofprozesse und v. a. deren Bewertung durch die Inhaftierten zu rekonstruieren, was am Beispiel von Helmuth J. von Moltke ansatzweise nachvollzogen werden kann. Sie geben somit Ansatzpunkte, um das Selbstverständnis der Akteur/innen aus dem Widerstand nachzuzeichnen.

5 Briefkommunikation im Nationalsozialismus: Ein Gesamtazit

In der Einleitung wurden zwei zentrale Brieftypen unterschieden: der Privatbrief, der wesentlich der Beziehungskommunikation dient, und der mit einem besonderen Anliegen an eine Institution gerichtete Brief. Für den institutionellen Briefverkehr liegen lang tradierte Textmuster vor, während für den Privatbrief zwar solche Teilhandlungen wie sich zu identifizieren oder einen Anderen zu adressieren (nahezu) obligatorisch sind, der Privatbrief selbst jedoch kein klares Textmuster mit einer spezifischen Abfolge von Handlungen besitzt. Anhand der unterschiedlichen Abschnitte dieses Beitrags konnte nun Folgendes gezeigt werden:

Im Krieg und in der Haft wird der private Briefverkehr in unterschiedlichen Hinsichten reglementiert. Am Feldpostwesen kann nur derjenige teilnehmen, der eine Feldpostnummer besitzt und entsprechend als Teil der ›Volksgemeinschaft‹ wahrgenommen wird. Ferner beeinflusst das Feldpostwesen das thematische und funktionale Profil der Briefe: Aufenthaltsorte der Schreibenden können nur indirekt genannt werden, und es besteht kaum die Möglichkeit, Krieg und Kriegsverlauf detailliert darzustellen oder negativ zu bewerten. In der Haft wiederum diktiert die Schreiberlaubnis, die auch willkürlich entzogen werden konnte, den Rhythmus der Korrespondenz. Ferner sind unterschiedliche Vorgaben bezüglich Schreibpapier und Textmenge die Regel. Den Briefpartner/innen obliegt es in beiden Fällen, die Kohärenz des brieflichen Gesprächs zu organisieren, was nicht nur metakommunikativ reflektiert wird, sondern z. T. auch zu ausgefeilten Nummerierungstechniken durch die Schreibenden führt. Sowohl in der Kommunikation mittels Feldpost- als auch in der Kommunikation mit

Haftbriefen versuchen die Schreibenden, ihre Beziehung aufrechtzuerhalten und an ihren vorgängigen Alltag anzuknüpfen. Der sprachliche Duktus, in dem dies geschieht, ist durchaus verwandt und setzt die Tradition des Privatbriefes als Gespräch fort, etwa durch häufige Anreden, Fragen, Formen des Dialogisierens, Verwendung von unterschiedlichen Modalpartikeln und nicht zuletzt durch die Nutzung eines variantenreichen Satzbaus (v. a. Nutzung der Außenfelder). Allerdings fallen auch Unterschiede auf: Erzählerische Elemente sind in den Haftbriefen hauptsächlich bei der Rekonstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit und entsprechend sind *small stories* aus der Alltagswelt der Nichtinhaftierten selten. Die drohende Möglichkeit, sich nicht wiederzusehen zu können, ist präsent – anders in Feldpostbriefen, in denen Alltagserzählungen die Brücke zur gemeinsamen Welt sind. Offizielle Haftbriefe zeigen nahezu keine Positionierungen gegenüber dem Nationalsozialismus, dies ist Kassibern vorbehalten, die Selbst-, Fremd- und Weltverständnis und entsprechend die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus zeigen (lange, elaborierte Ausführungen zum Nationalsozialismus finden sich in keiner der privaten Briefsorten). Allerdings erfolgt dies v. a. in einem spezifischen Kontext: bei der Vorbereitung auf Verhandlungen. In der hier behandelten Feldpostkorrespondenz zeigt sich eine Konvergenz zu nationalsozialistischen Rollenmodellen. Insofern bilden Feldpostbriefe zum einen die Grundlage, um das Aufrechterhalten von Beziehungen und Alltäglichkeit unter den Bedingungen des Krieges zu untersuchen, zum anderen handelt es sich bei ihnen um Datenmaterial bzw. Quellen, mit deren Hilfe sich sprachliche Spuren erschließen lassen, die wiederum auf Zustimmung oder Ablehnung des Regimes schließen lassen. Auch offizielle und inoffizielle Haftbriefe sind, wie gesagt, ein Material, der Ko-Konstruiertheit von Beziehungen unter die Kommunikation beeinträchtigenden Bedingungen nachzugehen.

In diesem Beitrag wurden auch unterschiedliche Briefsorten thematisiert, die dem institutionellen Briefverkehr zuzurechnen sind. Die Briefe führen i. d. R. nicht zu Briefwechseln und im Mittelpunkt steht entsprechend nicht die Fortsetzung einer vor dem Brief schon bestehenden sozialen Beziehung. Diese soziale Beziehung zwischen Textproduzent/in und Institutionen wird durch den Brief erst hergestellt und richtet sich an institutionellen Erfordernissen und gesellschaftlichen Gegebenheiten aus, in deren Rahmen mehr oder weniger erfolgreich kommuniziert werden kann. Um das eigene Anliegen zu legitimieren, orientieren sich die Verfasser/innen an Textmustern und nutzen diese gleichzeitig für Loyalitätsbekundungen. Sie stützen sich auf gängige Argumentationsmuster und sozial erwünschte Kategorisierungen. Die Orientierung an sozial erwünschten Kategorisierungen ist in allen thematisierten Briefsorten – Bittbriefen, Huldigungs- und Denunziationsschreiben – ersichtlich und zeigt, wie wichtig es war, sich als Mitglied der ›Volksgemeinschaft‹ auszuweisen und andere von dieser sozialen Matrix aus zu diskreditieren. Die Reaktion auf soziale Ordnungen mit

Inklusionsangeboten und Exklusionserfordernissen bildet auch für das Schreiben von Ausgeschlossenen einen Orientierungsrahmen. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass der jeweilige, mit einer Briefsorte verbundene Zweck zu typischen Handlungsmustern führt, etwa zur Wandlungs- und Läuterungsgeschichte im Huldigungsschreiben.

Ein übergreifender Blick auf die hier thematisierten Briefe zeigt, dass es einzig der inoffizielle Haftbrief ist, der sich sowohl thematischen Vorgaben als auch Vergemeinschaftungserfordernissen entzieht, wenngleich er thematisch auf die Vorbereitung von Prozessen und Verhandlungen fokussiert ist. Allerdings fehlen uns noch Studien zum Privatbrief außerhalb des Kriegskontextes, die uns u. a. darüber aufklären könnten, welche Attraktivität nationalsozialistische Sinnstiftungsangebote auch außerhalb des Kriegskontexts besitzen könnten.

Quellen

- [AN / AN] Neuhaus, Agnes und Albert (1940–44) in: Reddemann, Karl (Hg.) (1996): *Zwischen Front und Heimat. Der Briefwechsel des münsterischen Ehepaares Agnes und Albert Neuhaus 1940–1944*, Münster (Westf.). Münster: Regensberg.
- [BG / EG] Gerstenmaier, Brigitte / Gerstenmaier, Eugen (1992). *Zwei können widerstehen. Berichte und Briefe 1939–1969*, Bonn/Berlin: Bouvier.
- [DB] Bonhoeffer, Dietrich (2020) [1943–45]: *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. v. Eberhard Bethge. 24. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- [ES 1937] Ewald S. an Adolf Hitler, 17. Januar 1937, in: Ebeling, Theresa/Heidrich, Max/ Jakob, Kai u. a. (Hg.) (2011): »Geliebter Führer«. *Briefe der Deutschen an Adolf Hitler*, Berlin: Vergangenheits-Verlag, S. 173–175.
- [FH 1941] Franz Henk an die Partei-Kanzlei der NSDAP, 27. Mai 1941, in: Institut für Zeitgeschichte (Hg.) (1985): *Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP*, Microfiche-Edition, Teil 2, 1, München: Oldenbourg, 09007.
- [GL 1933] G. L. an die Frau des Mannheimer NSDAP-Kreisleiters Dr. Roth, 26. August 1933, in Fliedner, Hans-Joachim (Bearb.) (1971): *Die Judenverfolgung in Mannheim, 1933–1945*. Band 2: Dokumente, Stuttgart u. a.: W. Kohlhammer, S. 369–370.
- [GW / JW] Weisenborn, Günther/Weisenborn, Joy (2008) [1942–1943]: *Wenn wir endlich frei sind. Briefe, Lieder, Kassiber 1942–1943*. Mit einer Einleitung von Hermann Vinke. Erweiterte Neuausgabe, Zürich/Hamburg: Arche.
- [HD] Dohnanyi, Hans von (2015) [1943–1945]: »Mir hat Gott keinen Panzer ums Herz gegeben«. *Briefe aus Militärgefängnis und Gestapo-Haft 1943–1945*, hrsg. von Winfried Meyer, München: Deutsche Verlagsanstalt.
- [HM / FM] Moltke, Helmuth James von/Moltke, Freya von (2011) [1944/45]: *Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel. September 1944–Januar 1945*, hrsg. v. Helmuth Caspar von Moltke, Ulrike von Moltke, München: C.H. Beck.

- [HW 1936] Hans Wagner an Pg. L. Mühlberger, München, 1. August 1936, in: Institut für Zeitgeschichte (Hg.) (1983): *Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP*, Microfiche-Edition, Teil 1, 1, München: Oldenbourg, 124 02577.
- [LB] Berkowitz, Liane (1992) [1942–43]: Briefe, ediert von Johannes Tuchel, in: Schilde, Kurt (Hg.): *Eva-Maria Buch und die »Rote Kapelle«*. Erinnerung an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Berlin: Overall.
- [LM 1936] L. Mühlberger an den Stellvertreter des Führers, Pg. Rudolf Heß, 6. August 1936, in: Institut für Zeitgeschichte (Hg.) (1983): *Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP*, Microfiche-Edition, Teil 1, 1, München: Oldenbourg, 124 02578-02579.
- Moltke, Helmuth James von (2009) [1944/45]: *Im Land der Gottlosen. Tagebuch und Briefe aus der Haft 1944/45*, hrsg. u. eingel. v. Günter Brakelmann. Mit einem Geleitwort von. Freya von Moltke, München: C.H. Beck.